

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze

Arndt, Ernst Moritz

Leipzig, 1813

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-241514](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241514)

Der Rhein ist Frankreichs Naturgränze bewies Sully im Jahr 1600 und 1610; der Rhein ist Frankreichs Naturgränze rief Richelieu in den Jahren 1625 und 1635; der Rhein ist Frankreichs Naturgränze erklärte der Graf d' Avoir in den Jahren 1640 zu Münster in den heiligen Orten, wo Hermann der Cherusker den Römern weiland andere Erklärungen gegeben hatte; der Rhein ist Frankreichs Naturgränze klangen in den Jahren 1670 bis 1700 Louvois und Colberts Reden im Staatsrath Ludwigs des Vierzehnten und sangen die Hofpoeten Boileau und Racine im Vorzimmer; der Rhein ist Frankreichs Naturgränze schriean die Ungeheuer an der Seine vom Jahr 1790 bis 1800. Der Beweis, den man vor zweihundert und hundert Jahren noch vergebens zu führen versucht hatte, gelang diesmal durch unser Unglück und unsere Zwietracht. Durch den traurigen Frieden zu Luneville behielt Frank-

reich alles teutsche Land jenseits des Rheins mit allen Festungen und Wehren, was aber von festen Städten dießseits des Rheins lag, ward niedergerissen und geschleift, damit Germanien, weiland das Schrecken der Jenseitswohnenden, unbeschirmt vor ihnen läge. So ändern sich die Zeiten. Den Franzosen, welche unser Glück und unsere Ehre und Freiheit immer belauert haben, könnten wir diesen Beweis mit der Feder und dem Degen vergeben; aber daß viele Teutsche diese Naturgränze auch ganz natürlich fanden und sie mit den Franzosen und für die Franzosen zu beweisen suchten, war eben so schlecht als dumm. Man hätte denken sollen, zehn Jahre, ja zwanzig Jahre von Verblendung und Unglück, haben die dunklen Köpfe ein wenig aufgehell't und die verschobenen wieder eingerückt, zumal da die Franzosen selbst ihren Beweis lange umgestoßen haben; aber mit nichten. Es sind immer noch viele, die sich gebärden, ja die sich in Herleitungen und Beweisen erschöpfen, als sei der Rhein als Gränze zwischen Frankreich und Teutschland etwas Unstreitiges und Abgemachtes. So sehr wirkt ein ewig wiederholter Wortklang, und so wenig sind die meisten Teutschen, die sich so gern als die Gründlichen denken und sprechen, zu denken gewohnt. Das leere Nachbeten fremder Meinungen, besonders das Nach-

beten französischer Gaukeleien und Sophistereien ist leider diesseits des Rheins, in dem Lande, wo Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken wohnen soll, mehr als recht Mode geworden. Bei dieser Bewandniß der Dinge, besonders bei dieser traurigen Bewandniß der teutschen Köpfe und Herzen scheint es mir nichts Ueberflüssiges, unsern alten herrlichen und heiligen Rheinstrom, was er war, ist, und seyn wird, dem braven teutschen Volke, welches zu viele politische Schwächer und Klügler verwirren, einmal vorzuführen, und den ganzen Streit in seinen wahren Verhältnissen und richtigen Beziehungen einmal hinzustellen, so daß jeder treue und unbefangene teutsche Mann selbst urtheilen kann, was die Frage und der Kampf um den Rheinstrom bedeuten.

Was Heinrich der Vierte mit seinem Sully im Kopf hatte und unter dem schönen Schein einer allgemeinen europäischen Republik verhäte; wofür Richelieu beinahe zwanzig Jahre arbeitete und wovon er nur die Einleitung erlangte; worum Ludwig der Vierzehnte vierzig Jahre kriegte und wovon er so wenig erreichte — das ist in unsern Tagen den Franzosen in fünf Jahren gelungen, nicht weil sie uns zu tapfer waren, sondern weil wir uns zu untreu waren. Sie haben der Welt verkündigt, der Rhein sei das äußerste

Ziel ihrer Herrschaft, nimmer verlangen sie mehr Land. Das sprach auch Napoleon in den Jahren 1800 und 1805 vor ganz Europa laut aus. Aber wie lange haben sie Wort gehalten? Schon im Jahr 1806 ward die diesseits des Rheins liegende Festung Wesel mit ihrem Weichbilde, weil sie eine nothwendige und unentbehrliche Vormauer Frankreichs sei, in Besitz genommen, und für französisches Gebiet erklärt. Wenige Jahre so geschah dasselbe der ganzen Nordwestküste Deutschlands von Emden bis zum Ausfluß der Elbe; ja auch die Trave mit Lübeck und der Ostsee waren eine nothwendige Gränze des großen Volkes und Reiches geworden. Man entschuldigte sich, als wenn die Gewalt ihrem Ausüßer weh thäte, mit einer Nothwendigkeit, die auch über die mächtigsten und gerechtesten Herrscher oft gebiete, und sie nöthige um sich zu greifen, wo sie nicht wollen. O der schleichenden Despotenkünste! aber o der dreimal schändlicher schleichenden Sklavenkünste! denn auch diese Nothwendigkeit, worin der große und gerechte Napoleon gewesen, zu plündern und zu unterdrücken, fand unter deutschen Schriftstellern Ausleger und Beschöniger. Daß die Elenden verdammt werden hier und dort! Bald darauf ward auch das neugemachte

Königreich Holland vernichtet, Holland hieß eine Anspülung (warum nicht Anspielung?) der französischen Ströme, und ward in eine französische Landschaft verwandelt. Da die Ideen über die Naturgränzen Frankreichs sich bei den Franzosen und Napoleon jedes Jahr so sehr erweiterten, so konnte man voraussehen, daß die Elbe, die Oder, die Weichsel, ja, wenn die französischen Waffen den Beweis gehörig einleiteten, die Duna und der Dnepr bald Frankreichs Naturgränze heißen würden. Deutsche Schreibseligkeit und Vaterlandsvergessenheit halfen den Franzosen immer mit redlicher Geflossenheit den Beweis führen, und bethörten die Menge, welche bloß hört und liest. Doch nichts mehr von dieser traurigen Glendigkeit! Lieber ein Wort über die Frage: was sind die Naturgränzen eines Volks?

Ich sage: die einzige gültigste Naturgränze macht die Sprache. Die Verschiedenheit der Sprachen hat Gott gesetzt, damit nicht Ein großer fauler und nichtswürdiger Sklavenhaufe auf Erden wäre. Die verschiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, sie machen die großen innerlichen Verschiedenheiten der Völker, damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entstehe, wodurch die Geister in Lebendig-

ste mehr
ren 1800
wa lange
ob nach
esel mit
ument
enom-
Benige
schüfte
Elbe;
waren
Dol-
lbigte
thäte,
über
scher
ch zu
schlei-
Händ-
diese
achte
rdlich-
er und
en hier
mochte

feit erhalten werden; denn für die Uebung der Geister ist das menschliche Geschlecht hier erschaffen. Nach den Sprachen haben sich auch die Völker und Länder gewöhnlich in ihre Bestandtheile abgesetzt und geschieden, und waren gegen den Ausgang des Mittelalters mit ihren Gebieten glücklich genug abgemarkt, bis seit drei Jahrhunderten Eroberungswuth angefangen hat Gottes Naturgang zu stören und alles Fremdeste und Ungleichste zusammenzuschütten und zu mischen.

Sehen wir auf unser Vaterland, auf Deutschland, wie glücklich stand vor dreihundert Jahren zur Zeit Maximilians des Ersten und Luthers unsere Gränze! Deutschland hieß nur das Land der teutschen Zunge, aber das war auch ganz teutsch. In Italien und Frankreich und auch in den östlichen Gränzländern beherrschte Deutschland unmittelbar damals nichts, teutsche Fürsten besaßen keine italiänische und französische Landschaster; die sogenannte Reichsherrschaft über einzelne Lande dort war mehr Name als That. Die Sprache machte im Süden längs den Alpen und Ardennen die Naturgränze, so weit teutsch und flamländisch gesprochen ward, hieß dort Deutschland; die einzige Graffschaft Kleinburgund (Franche Comté) und einen Theil von Artois und Flandern hätte man unteutsch nennen können. Im Norden schnitten die

skandinavischen Halbbrüder sich in ihren natürlichen Sprachgränzen von uns ab. Polen und Ungarn hatten wir keine zu Unterthanen. In Böhmen und Mähren gehörten einige Millionen Slaven zu Deutschland. Diese mußten dazu gehören, als ringsum von teutschen Landen umgeben und aus den allgemeinen Völkergerümmeln früherer Jahrhunderte als fremdartige Bestandtheile übrig geblieben. Solcher waren auch einige in Südösterreich, in der Lausitz, in Schlesien, in Hinterpommern, zu wenige, als daß sie gezählt werden konnten. Noch ward ein großes langes Küstenland, längs der Ostsee von der Weichsel bis zur Neva hinlaufend, zu Deutschland gerechnet, weil tapfere teutsche Ritter es vor drei Jahrhunderten dem Reiche und dem Christenthum erobert, es mit teutschen Einwohnern bevölkert, mit Städten und Dörfern verschönert, und teutsche Verfassung, Art, und Sprache dort eingeführt hatten. Eine ähnliche teutsche Kolonie lag hinter der Theisse und unter den Karpathen, nämlich Siebenbürgen; es diente Ungarn, wie Böhmen Deutschland diente, weil es als ein kleinerer eingeklammerter Theil dem größeren Staate folgen mußte. Wie Deutschland damals stand, so standen fast alle übrige Länder Europens, und wurden auch nach den Sprachen genannt, so daß z. B. Navarra und andere Land-

schaften dießseits den Pyrenäen, weil spanische oder
 vassische Sprache dort herrschte, auch Spanien genannt
 wurden. Die Sprachen haben von jeher am meisten
 auch die Namen der Länder bestimmt. Lange
 hatte Rom ganz Italien bis an die Alpen schon be-
 herrscht, aber immer noch ward das Land dießseits des
 Apennins an beiden Ufern des Padus bis zu den Alpen
 hinauf Gallien genannt, weil Gallier es bewohnten.

Die Sprache also macht die rechte Gränze der
 Völker. Nur einzelne Theile eines Volkes, die, von
 andern Völkern umschlossen, als ein kleinerer Theil in
 einem größeren Ganzen wohnen, müssen sich natürlich
 bequemen, dem größeren Staate anzugehören, und
 nicht dem entfernten Stammlande; das Uebrige, was
 beisammen wohnt und einerlei Sprache spricht, gehört
 auch von Gott und Natur wegen zusammen, und diese
 weisen Verwalter des menschlichen Glückes haben es
 meistens so eingerichtet, daß eine Sprache selten das
 Maaß der Gränzen überschreitet, innerhalb welchen
 ein Volk von einer Regierung übersehen und verwaltet
 werden kann.

Nächst der Sprache machen nach der Erfahrung
 der Zeiten, worauf man bei der Lösung unserer Frage
 am besten und sichersten fußt, Gebirge und Meere
 Naturgränzen, nicht an ihnen selbst, sondern weil sie

Sprachgränzen sind, und also die Völker durch Verschiedenheit und Ungleichheit, ferner auch durch daraus entspringende Abneigung und Haß absondern. Das Gebirg über Thessalien und den Akarnanen und Aetoliern trennte die Griechen von den Barbaren. Die Alpen sind Sprachgränzen der Italiäner und Deutschen und der Italiäner und Franzosen. Der Ardennerwald, der Vogesfuß und Jura trennen die teutsche und französische Sprache; doch nur so, daß Mischungen an den Gränzen hin, hie und da auch wohl über die Gränzen hinaus laufen. Durch das Meer ist die schwedische, dänische, norwegische, und isländische Sprache von der jetzigen teutschen Sprache viel verschiedener geworden, als sie seyn würde, wenn man aus Mecklenburg und Pommern zu Fuß nach Seeland und Schweden gehen könnte. England, wenn man die Begebenheiten und Entwicklungen seiner Geschichte von dem elften bis funfzehnten Jahrhundert bedenkt, würde wahrscheinlich fast französisch seyn, wenn Gott den schmalen Kanal nicht zwischen England und Frankreich gerissen hätte. Doch ist das Meer ein Verbindungsmittel der Menschen und Völker, und zwar eines der allergrößten; aber es verbindet keine Massen, sondern beschleunigt nur die Reisen der Menschen zu einander und den Umtrieb der Waaren und Bedürfnisse und die Mittheilung von

Sitten, Künsten, Wissenschaften, und Erfindungen. Was aber die Massen der Völker von einander hält, das hält auch die Sprachen von einander, das wird Naturgränze. Wie also Berge und Gränzen Naturgränzen werden, so werden es auch große Wüsten und Sümpfe, weil sie die Verbindung des einen Landes mit dem andern erschweren. Aber Ströme sind nie Naturgränzen gewesen, und können es auch nie werden.

Wo Ströme fließen, schon mit der Würde, daß sie Ströme genannt werden können, da senkt sich das Land in der Regel und flacht sich ab, es wird Ebene, und meistens auch fruchtbare Ebene, wo die meisten Menschen wohnen, die reichsten Felder prangen, und die fettesten Heerden weiden, wo sich also die wenigsten Schwierigkeiten finden, daß große Schaaren von Menschen sich unterhalten und von einer Seite des Stroms zur andern kommen können. Wo ein Meer und Meerbusen oft von zwei und drei Schiffen, wo ein Gebirg von 5000 und 10000 Tapfern oft Monate lang gegen 50000 und 100000 vertheidigt werden kann, da können 100000 andern 100000 Mann selten den Uebergang über einen Strom verwehren. Also ist ein Strom keine Gränze weder für den Frieden noch für den Krieg. Im Frieden kommen die Menschen auf das leichteste an beiden Ufern zusammen, und theilen einander

Sprache, Sitten, Art mit, sie werden und bleiben Ein Volk. Im Kriege giebt ein Strom keine Bertheidigungsgränze wie ein Gebirg, oder ein Meer, oder eine Wüste; er giebt sie nur künstlich, wenn er mit Festungen besetzt ist: eine solche Kunstgränze aber kann man auch anderswo machen. Die Franzosen und Deutschen hatten eine solche vormals längs ihrer ganzen Gränze. Die Geschichte, in diesen Dingen die güttigste Lehrerin und Richterin, kennt keine Ströme als Naturgränzen der Welttheile und Länder. Nicht die Wolga oder der Dby machen im Norden die Gränze zwischen Europa und Asia; nicht die Neva trennt die Schweden und Finnen, sondern der Bothnische Meerbusen; nicht der Ganges macht die Gränze zwischen Indien und den jenseitigen Länden, sondern zwanzig bis funfzig Meilen östlicher große Wälder, Moräste, und Berge; nicht der Indus macht die Naturgränze zwischen Indien und Persien, sondern weiter westlich im Süden eine Wüste, im Norden Gebirge; der Strom an beiden Ufern ist indisch; nicht die Donau macht die Gränze zwischen Deutschland und Italien oder zwischen Polen und Ungarn, sondern die Alpen und die Karpathen. Nur der Euphrat hat zuweilen die Aehnlichkeit einer Naturgränze gewiesen; aber das ist nicht der Strom, sondern die Wüste, die an ihm hinläuft — der

Atlas, der Taurus, der Kaukasus, der Imaus, die Alpen, die Pyrenäen, auch breite und lange Sumpfsfriche, und die meisten Meere, doch Meere weniger als hohe Berge, das sind Naturgränzen, und die einzigen rechten, und mit ihnen die größte Naturgränze, die Sprache.

Jetzt nach diesen vorläufigen und nicht unzeitigen Bemerkungen habe ich zu erklären, was meine Ueberschrift bedeutet: der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze. Ich meine mit dieser Ueberschrift, die beiden Ufer des Rheins und die umliegenden Lande müssen teutsch seyn, wie sie sonst waren, die entwendeten Lande und Menschen müssen dem Vaterlande wieder erobert werden. Ohne den Rhein kann die teutsche Freiheit nicht bestehen. Diese Meinung gründet sich zunächst auf mein Herz, auf meine Liebe zu meinem Vaterlande und zu meinem Volke: diese Liebe ist den Redlichen vielleicht ein ehrwürdiges Ding, aber sie ist schlecht, Beweise auf dem Papiere zu führen. Sie gründet sich zweitens auf Recht, auf Politik, auf Ehre, und auf Treue des teutschen Namens. Diese vier Zeugen können ihre Aussagen durch Briefe und Siegel bestätigen lassen, sie können ihr Zeugniß jedermänniglich verständlich und gültig machen. Ich höre sie denn ein-

zeln ab, und lasse jeden unpartheiſchen Richter den
Ausſpruch thun.

Zuerſt alſo tritt mein erſter Zeuge auf, welcher
Recht heißt, und läßt ſich vernehmen. Es ſpricht
gradezu: So weit im Südweſten Deutschlands flam-
ländiſch (ein Dialekt der großen deutſchen Sprache)
geſprochen wird, war von jeher deutſch, und muß
wieder deutſch werden. Meine deutſche Gränze gegen
Frankreich geht in grader Linie von Dünkerken ſüdlich
unter Mons und Euremburg hin, läuft von da auf
Saarlouis, dann folgt ſie längs der Saar und dem
Vogelſus der deutſchen Zunge biß Mümpelgard, und
zieht ſich von da auf die Rheinbucht bei Baſel. Das
Recht macht ſeine Herleitungen hiſtoriſch, es muß ſich
auf den Beſitz ſtützen; es erzählt alſo in kurzer Ueber-
ſicht die Geſchichten des Landes, das zwiſchen dem
Rhein und dieſer eben gezogenen Linie liegt.

Cäſar, der Eroberer Galliens, hat uns von dieſem
Lande und ſeinen Bewohnern die erſten Nachrichten
gegeben, die ungefähr ein halbes Jahrhundert vor
unſrer Zeitrechnung fallen. Seine Beſchreibung ſagt
ausdrücklich, Gallien ſei von drei, an Sprache, Sit-
ten, und Verfaſſungen ſehr verſchiedenen, Völkern be-
wohnt geweſen. Den Südweſten um beide Ufer der
Garonne und die Sevennen biß in die pyrenäiſchen

Berge hinein bewohnten die Aquitaner, ein den Nordspaniern verwandtes Volk; in der Mitte zwischen der Seine und Marne und dem atlantischen Meere und den Alpen saßen die Celten oder Gallier; und im Norden über der Seine bis zum Rhein hin weideten die Belgen, welche nicht nur in den in späteren Jahrhunderten sogenannten Niederlanden, sondern auch in einem großen Theil der Landschaften saßen, die späterhin Champagne, Isle de France, Artois, Piccardie, und Normandie genannt wurden, also viel südlicher, als der Ardennerwald, die Schelde, und der Vogesus. Diese Belgen waren die kriegerischesten und tapfersten aller Bewohner Galliens, und kosteten Cäsar die härtesten und blutigsten Kämpfe. Doch wir hören ihn am besten selbst über sie *).

„Als er diese befragte, welche Völkerschaften und wie viele unter Waffen wären, und was sie im Kriege vermögten, fand er Folgendes:

„Die meisten Belgen seien von den Germanen entsprungen, in früheren Zeiten wegen der Fruchtbarkeit des Landes über den Rhein gegangen, haben sich dort niedergelassen, und die Gallier, die jene Orte bewohnten, vertrieben; auch seien sie die einzigen,

*) Caesar de Bello Gallico II. 4.

„die, als zur Zeit unserer Väter ganz Gallien über-
 „zogen ward, den Teutonen und Cimbern das Ein-
 „dringen in ihre Gränzen verwehrt haben. Daher
 „komme es, daß sie wegen der Erinnerung dieser That-
 „ten sich ein großes Ansehen und einen hohen Stolz in
 „Kriegssachen herausnehmen. In Hinsicht ihrer
 „Zahl — sagten die Rhemer — seien sie auf das
 „genaueste unterrichtet, weil sie, durch Verwand-
 „schaften und Verschwägerungen mit ihnen verbunden,
 „erfahren hätten, wie viele Mannschafft jeder in der ge-
 „meinsamen Versammlung der Belgen zum Kriege ver-
 „sprochen habe. Die mächtigsten unter ihnen durch
 „Tapferkeit, Ansehen, und Menschenzahl seien die Bellos-
 „vaker; diese können 100000 bewaffnete Männer stellen,
 „sie haben von dieser Zahl 60000 Erlesene versprochen,
 „und verlangen für sich den Oberbefehl des ganzen
 „Kriegs. Ihre nächsten Nachbarn seien die Sueffonen,
 „und besitzen die weitesten und fruchtbarsten Gefilde;
 „sie haben 12 Städte, und versprechen 50000 Bewaff-
 „nete. Eben so viele versprechen die Nervier, die für
 „die wildesten von ihnen gehalten werden und sehr weit
 „gegen den Norden hinauf wohnen; die Atrebatens
 „15000; die Ambianer 10000; die Moriner 25000;
 „die Menapier 9000; die Caleter 10000; die Belos-
 „asser und Veromanduer eben so viel; die Condrufer,

„Eburonen, Cäriser, Pāmaner, die mit Einem
 „Namen Germanen genannt werden, ungefähr 40000
 „Mann.“

Wir machen zu diesem Kapitel einige Anmerkungen, und geben die Lage, Sitze, und Beschaffenheit dieser Völkerschaften in einer ungefähren Uebersicht an. Wir gehen von Osten gegen Westen über Belgien hin, und zeichnen das Merkwürdigste aus, wobei wir den Beschreibungen und Andeutungen Cäsars und des anderthalb Jahrhunderte späteren Tacitus folgen.

Wenn man von Osten nach Westen ging, so waren die ersten Belgen, die man traf, die Trevirer, an den Ufern der Mosel und Saar längs dem Hundsrück und Vogesus bis zur Maas hin wohnend. Sie waren stark an Fußvolk, aber vorzüglich berühmt durch ihre treffliche Reiterei, von furchtbarer fast germanischer Tapferkeit und Troß. Tacitus sagt ausdrücklich von ihnen, sie und die gleich tapferen und freiheitliebenden Nervier seien stolz auf die Ansprüche germanischer Abkunft, als wenn dieser Ruhm des Blutes sie von der Aehnlichkeit mit den feigen Galliern unterschiede. Sie waren das Haupt mancher kleinen Völkerschaften, von welchen Cäsar unter andern die Eburonen und Condruler nennt.

Ihnen zunächst westlich und nordwestlich bis die Roer hinauf und längs der Maas an beiden Ufern saßen mehrere kleine Völkerschaften: die Segner, Condrufer, Eburonen, Caräjer, Pámaner, welche Cásar ausdrücklich Germanen nennt. Sie bildeten in späteren Zeiten ein einziges mächtiges Volk, welches die Tongrer oder Tungrer hieß. In der Stadt Tongern jenseits der Maas lebt noch der Klang ihres Namens.

Westlich an diesen im ebenen Lande, wo der Wambereker jetzt des Weges gegen Löwen und Brüssel geht, wohnten die muthigen und streitlustigen Aduatiker. Diese waren Enkel der weltstürmenden Cimbern und Teutonen. Als diese nemlich ihren Zug gegen Südgallien und Italien antraten, ließen sie einen großen Theil ihres Gepäcks, was sie nicht mitschleppen konnten, am Rhein zurück, und mehrere Tausende ihrer Krieger blieben als Bedeckung dabei. Nach ihrem Untergange führten diese Zurückgelassenen unter mancherlei Wechselfn mit den benachbarten Völkern viele Jahre Krieg, bis endlich durch gemeinsame Uebereinkunft aller Friede geschlossen ward und sie diese Gegend zum Wohnsitz wählten.

Diesen und den Eburonen nördlich und nordwestlich von der Schelde bis zur unteren Maas saßen im

sumpfigen und waldbreichen Lande die Nervier, eines der zahlreichsten und trotzigsten Völker, deren fürchterliche Streitbarkeit Cäsar in manchen gefährlichen Schlachten erfuhr. Wie die Trevirer von allen Belgen die berühmteste und stärkste Reiterei hatten, so waren diese vorzüglich als Fußvolk furchtbar und mächtig. Als Cäsar zuerst Kunde von ihnen einzog, meldeten ihre bezwungenen Nachbarn von ihnen: sie verbieten allen Kaufleuten den Zugang zu sich, so wie die Einfuhr des Weins und anderer Ueppigkeitswaaren, weil sie glauben, die Gemüther und die männliche Tugend erschlaffen dadurch; es seien trotzig und sehr tapfere Männer; sie tadeln und schelten die übrigen Belgen, welche sich dem römischen Volke ergeben und die von den Vätern überlieferte Tugend hingeworfen hätten; sie betheuren, sie werden weder Gesandte schicken noch irgend eine Friedensbedingung annehmen.

Diesen wieder nordwestlich nahe dem Ausfluß der Maas und dem Inselgebiet des jetzigen Seelands, das damals gewiß eine andere Gestalt hatte als jetzt, wohnten in Sümpfen und Marschen die Menapier, lange auf ihre unzugängliche Lage trotzend, als die meisten übrigen Völkerschaften der Belgen von den Römern schon bezwungen waren.

Unter diesen und den Nerviern südwestlich saßen die Bellovafer in weiten Marken bis über die Somme hinaus, das zahlreichste aller belgischen Völkerschaften. Ihre Hauptfestung hieß Bratuspantium. Sie herrschten über viele kleine Völkerschaften, und hielten lange mit unerschütterlicher Liebe für die Freiheit aus.

Dies waren die kriegerischsten und bedeutendsten belgischen Völker. Sie wurden nach tapferem Kampf für ihre Freiheit von der römischen Ueberlegenheit an Macht und Mannszucht und von Cäsars Geist besiegt, weil sie nicht in fest geschlossener Eintracht zusammenhielten und weil leider Gallier und Germanen den Römern die eigenen Landsleute und Stammgenossen unterdrücken halfen. Auch römische Treulosigkeit und Hinterlist half zur Unterjochung: ein Eroberer, und sei er mild und freundlich wie Julius Cäsar, kann ohne Gräueltaten die Länder nicht unterjochen. Nimmer sollte in Geschichten vergessen werden, wie herrlich die Nervier, Trevirer, Bellovafer, Abuatiker, Eburonen für die Freiheit gestritten haben, und mit welchem Heldenmuth der Trevirer Induciomarus und vor allen der große Eburone Ambiorix gegen den größten römischen Mann ihres Zeitalters aushielten. Daß Cäsar Männer, die für die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes fochten, als Verbrecher hinrichtete, daß

er den belgischen Feldherrn Commius durch Meuchelmörder anfallen ließ, daß er die über den Rhein vorgedrungenen Ufipier und Tenchterer unter dem Schein von Friedenshandlungen durch den schändlichsten Verrath schlug, erzählt er selbst mit großer Unbefangenheit; aber diese Unbefangenheit macht die Schande nicht zur Ehre. Diese unglücklichen Belgen wurden von Cäsar zuerst durch List und Gewalt bezwungen; allmählig bezwangen römische Lüste sie durch die Gewohnheit für die Knechtschaft: die meisten von ihnen lernten endlich gleich den übrigen Galliern in geduldiger Schmach dienen; ja der faulen Weichlichkeit, die von dem Früheren nichts mehr wußte, gefiel zuletzt, was den Vätern noch ein Abscheu gewesen war.

Man muß sich diese Belgen, welche die römischen Schriftsteller ausdrücklich Germanen nennen, so denken, daß die nördlichen am meisten germanisch, die südlichen mehr mit gallischer Art und Sprache vermischt waren. Die nördlichen zeichneten sich vor den übrigen auch aus durch größere Streitbarkeit und brennenderen Freiheitstrog, als die von ihren Brüdern, den Germanen, wegen der Nachbarschaft die unaufhörliche Kriegsübung und das lebendige Beispiel der Freiheit hatten.

Neben diesen Belgen wohnten an dem Saum des Rheins hin mehrere germanische Völkerschaften, deren Gränzen und Art ich kurz angebe.

Von da, wo der Sura sich gegen den Vogesus absenkt, von Mumpelgard und Bruntrut bis gegen Mainz hinauf, wohnten zwischen den Vogessischen Bergen und dem Rhein die Triboccker, Nemeter, Wangionen, von welchen die Römer bloß die Namen, aber keine Kriegsthaten melden.

Diesen nördlich jenseits des Rheins saßen die Katten, das tapferste, freieste, und kriegerischste Volk aller Germanen, auch das gebildetste in der Kriegskunst, das sogar schon einen kriegerischen Ritterorden hatte. Sie sind die Väter der Hessen, und ihre gepriesene Tugend ist in den Enkeln nicht ausgeartet.

Weiterhin um die Sieg die Ubier, zur Zeit des Kaisers Augustus, damit sie die Gränzen decken hülften, über den Strom verpflanzt. Ihnen ward eine Stadt und Kolonie gegründet, welche Colonia Agrippina oder Colonia Ubiorum hieß und späterhin Cöln berühmten Namens genannt ward. Die Ubier wurden bald zu treue Knechte der Römer und sie und ihre Stadt waren lange ein Abscheu der umwohnenden Freiheit.

Nächst diesen weiter gegen Westen saßen die Ustipier und Tenchterer, berühmt durch ihre treffliche Reiterei; dann die Sigambren, wild und kriegerisch, durch Liberius Künste, damit auch sie die römische Knechtschaft lieben und vertheidigen lernten, dreißig Jahre nach Cäsar 40000 Mann stark über den Rhein verpflanzt; etwas entfernter vom Rhein an ihnen hin die Brukterer, Chamaver, Angrivarier, dann die Friesen an den Küsten der Nordsee.

Endlich schlossen den Rhein die Bataver und Mattiaken, welche zwischen seinen Armen bis zum Meer hin wohnten. Die Römer nannten ihr Land nur die Rheininsel oder die Insel der Bataver. Die Bataver waren ein keltisches Volk und bei einem inneren Aufruhr weiter gegen Westen ausgewandert, und waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt wie jene. Sie wurden bald eine Art Bundesgenossen der Römer; eigene Könige regierten sie, Zins gaben sie nicht, sondern bekamen unter dem Titel Hülfsgelder oft gleichsam Zins: sie waren die Schweiger der Römer. Diesen lieferten sie Männer und Reiter. Durch ihre Tapferkeit gerieth oft die germanische Freiheit in Gefahr, und durch ihre Arme vorzüglich ward endlich Britannien von den Römern bezwungen.

Die Kaninesaten, ein kleines Völkchen, waren mit ihnen gleiches Ursprungs.

An den äußersten Enden der Maas und des Rheins wohnten neben ihnen die Mattiaken, ihnen gleich, nur daß Land und Himmel sie noch trotziger machte.

Alle diese am jenseitigen rechten Ufer des Rheins wohnenden Völker streiften oft über den Strom, und saßen oft wohl Jahre lang in einzelnen Bezirken fest, bis die Römer den Rhein durch Schlösser, Festungen, Brückenköpfe, und Schanzen gestärkt hatten, wodurch der Uebergang schwieriger und gefährlicher ward, und doch nicht unterblieb. Cäsar hatte die Belgen nur besiegt und bezwungen, weil unter den Völkerschaften Eintracht und Uebereinstimmung fehlte und weil sie weder einander selbst noch ihnen ihre Nachbarn und Brüder, die Germanen, zu rechter Zeit zu Hülfe kamen. Cäsars Nachfolger im Befehl am Rheinstrom befolgten die alte römische Politik, durch Aufhebung und Entzweiung gegen einander, durch Verweichlichung und Bestechung, durch Gold, Hülfsgelder, Kriegsdienst im römischen Lager, durch römische Titel und Ehren die Völker sflavisch zu machen. Schon gingen auch am andern Ufer des Rheins Germanen an unterwürfig zu werden, und germanische Fürsten prangten mit römischen Halsketten und Spangen und mit römi-

ſchen Namen und Titeln, als wenn die Knechtſchaft durch Schmuck und Pracht eine Tugend würde. Da erhob ſich Hermann, ein Fürſt des Volkes der Cheruſker, vereinigte die Heersmacht mehrerer germaniſchen Stämme, und dämpfte der römischen Uebermuth dermaßen, daß er ſeit ihm jenseits nicht wieder herrschend werden konnte. Gern hätte Hermann auch den Krieg über den Strom getragen in Belgien hinein, und die in jenen Landſchaften wohnenden den Römern unterworfenen Germanen und ganz Gallien zum Aufſtand und zur Freiheit erregt; aber die Germanen wollten nichts weiter als ihre angetastete Freiheit vertheidigen und behaupten, und gingen nach den abgetriebenen Gefahren jeglicher wieder in ſeine Heimath: auch waren Fürſten unter ihnen, von den Römern erkaufte Verräther des Vaterlandes, welche eine allgemeine Verſchwörung und einen gemeinſchaftlichen Aufſtand der Völker gegen ſie hinderten.

Doch waren die Belgen unter der römischen Herrſchaft von ihrer alten Tugend und Tapferkeit noch nicht ganz entartet. Oft hatten die freiheitsliebenden und kriegeriſchen Trevirer und Nervier in fruchtloſen Verſuchen an dem ſchweren Joche der Fremden geſchüttelt. Endlich ſeit dem Jahre 68 nach unſers Herrn Geburt, als nach dem Tode des abſcheulichen Nero

mehrere römische Feldherren um die Herrschaft der Welt stritten, ging eine große Hoffnung der Freiheit auf. Die Bataver waren aufgestanden unter der Anführung des Claudius Civilis von königlichem Stamm, und hatten die umwohnenden Germanen und Belgen zur Freiheit und Rache gegen römische Tyrannei aufgerufen. Römische Festungen wurden genommen, römische Läger erstürmt, und Legionen lagen erschlagen; die Bundsgenossen fielen ab; viele Germanen, den Ufern des Rheins zunächst sitzend, und von den Belgen die Trevirer, Nervier, Tongrer bewegten sich. Aber alles ward mit mehr Ungefüg und Wildheit als Stätigkeit und Einheit geführt. Weil das Ganze eines festen Bandes mangelte, weil Einer nicht allen befahl, so war die Kühnheit nicht glücklich. Als Vespasianus der Herrschaft in Rom sicher war, zogen von allen Seiten römische Legionen gegen den Rhein heran; die Germanen kehrten zur Ruhe zurück, weil Belleda, ihre Prophetin, von römischem Golde bestochen war; die Belgen, die nichts mit einem gemeinschaftlichen Plan thaten, wurden getrennt, und einzeln bezwungen; endlich schloß auch Claudius Civilis seinen Frieden mit dem römischen Feldherrn Cerealis, und alles kam wieder in seine alten Verhältnisse.

Seit den großen und gewaltigen Kriegen, welche Drusus, Tiberius, und Germanicus an dem Rhein und an der Weser gegen die Germanen geführt hatten, ließen die Römer ab von der Hoffnung und von den Versuchen, Germanien zu unterjochen. Sie deckten ihre Gränzen am Rhein durch eine Kette von Festungen und Schloßern; von den umwohnenden germanischen Völkern wurden sie nur zuweilen durch Streifereien geneckt, die selten Kriege wurden: denn sie hüteten sich wohl durch größere Kriegszüge in ihren Gränzen sie zur Vereinigung zu zwingen. Oft waren die Verhältnisse so freundlich, daß viele Tausende der germanischen Jugend die römischen Legionen als Hilfsvölker um Sold stärkten und bis in das Morgenland und zu den äußersten Küsten Kaledoniens zogen. Anders aber ward der Zustand gegen den Ausgang des zweiten christlichen Jahrhunderts. Da erhoben sich am Rhein zwei gewaltige germanische Völkerbünde, nemlich am Oberrhein die Allemannen, und am Niederrhein, zwischen der Kolonie der Ubier und den Batavern, die Franken. Mehrere teutsche Völkern wuchsen zusammen, und die neuen Namen entstanden, ohne daß man ihre Bedeutung und den Anfang ihrer Entstehung bestimmt anzugeben weiß. Sehr wahrscheinlich ist, daß die Sigambrex, Usipier,

Tenkterer, Brukterer, Marsen, die dem Rhein nächst
 wohnten, zu den Franken die Hauptbestandtheile her-
 gegeben haben; von den Allemannen erzählt man uns,
 daß auch viele vom gallischen Stamm unter ihnen
 waren. Mit diesen beiden Völkern wurden über zwei
 Jahrhunderte die schwersten und blutigsten Kriege ge-
 führt; in Italien sahen die Römer die Allemannen oft
 jenseits der Alpen, ja einige Male jenseits des Padus,
 und die Franken drangen mit schrecklichen Verheerun-
 gen mehrmals tief in Gallien ein, ja um die Mitte des
 dritten Jahrhunderts gingen sie sogar über die Pyre-
 näen und plünderten in Spanien bis an den Iberus.
 Endlich als im Anfange des fünften Jahrhunderts das
 unabwendbare römische Verhängniß seiner Erfüllung
 nahete und wegen der Noth Italiens und Galliens die
 Legionen von dem Rheinstrom weggezogen wurden,
 ergoß sich das Germanische ungehindert über die Lande,
 die seit den frühesten Zeiten germanisch gewesen waren.
 Am Oberrhein setzten sich die Burgunder fest, am
 Mittelrhein die Allemannen bis an den Vogesus und
 die Mosel, und über den Niederrhein ergossen sich die
 Franken immer weiter über die fruchtbaren Marsch-
 länder des westlichen Belgiens, wo die kriegerischen
 Tugrur, Nervier, Menapier, und die nördlichsten der
 Bellovaer saßen: sie breiteten sich um die Roer,

die Maas, und an beiden Ufern der Schelde bis an das Meer aus. Was in diesen Landen von Römern und Römlingen gefessen hatte, flüchtete sich vor dem Schwerdt der Barbaren tiefer nach Gallien hinein, wo, als alles ringsum von den Germanen schon besetzt und unterjocht war, um die Festen Egdunum und Paris ein halbes Jahrhundert noch ein Schatten römischer Herrschaft bestand. Auf diese Weise segten die Germanen aus der Rheingegend und dem mittleren und nördlichen Belgien das Fremdartige aus. Dazu kam um das Jahr 450 noch der gewaltige Hunnenkönig Attila mit seinen verheerenden Zügen, und zerbrach am Rhein und an anderen Orten viele römische Städte und Festen, und vertilgte mit ihnen zugleich römische Bildung und römische Laster. Gott hatte es so bestimmt, daß dieses uralte germanische Land ächt germanisch werden und künftig teutsch seyn und heißen sollte.

Endlich gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts, nachdem so viele teutsche Völkerschaften auf dem Schutt des römischen Reichs schon Staaten gegründet hatten, kam es fast zuletzt an die Franken, welche das mächtigste von allen germanischen Reichen gründen sollten. Chlodwig oder Ludwig, einer ihrer Könige, hatte die verschiedenen Stämme der Franken unter Einer

Herrsch
 ren soll
 nen, i
 des R
 Jahr
 ganz
 der W
 hem d
 in der
 Herm
 ringe
 ten ein
 len Zi
 längs
 Gefü
 immer
 gebr
 E
 war d
 ort
 man
 wgen
 welche
 der i
 führt

Herrschaft vereinigt, und eroberte binnen dreißig Jahren fast ganz Gallien bis an die Rhone und die Sevensen, und machte die Allemannen diesseits und jenseits des Rheins zinsbar. Seine Nachfolger setzten in zwei Jahrhunderten sein Werk fort, und die Lande der Burgunder um die Saone, und zwischen den Alpen und der Rhone, und jenseits des Jura Helvetien, von welchem der größte Theil jetzt auch burgundisch war, und in dem ehemaligen Germanien die Baiern, und die Hermunduren (oder Thüringer) in Franken und Thüringen, und die Ratten wurden zinsbar. Auch bezahlten einige Slavenstämme in Nordostgermanien zuweilen Zins. Nur die Sachsen, Engern, und Friesen längs der Nordsee und auf den der Freiheit heiligen Gefilden um die Weser, Lippe, und Ems wohnten immer noch in unbezwungenem Heidenthum und in ungebrochener Freiheit.

Ludwigs des Franken, des Eroberers, Geschlecht war durch Laster und Verbrechen erschlaft und entartet. Im achten Jahrhundert ward es von dem germanischen Geschlecht Pipins von Herstatt vom Thron gestoßen. Der vierte und gewaltigste Mann dieses Hauses, welcher das Reich der Franken beherrschte, hieß Karl, der in der Geschichte den Beinamen Karl der Große führt. Er war ein großer und kriegerischer König, und

hatte von den Pyrenäen bis zur Elbe und von der Weitha bis zur Ems ein Reich gegründet, wie es seit den Zeiten der Römer in Europa nicht gewesen war. Auch ließ er sich im Gefühl seiner Macht und Majestät im Jahr 800 von dem Pabst in Rom krönen und nahm den Titel Römischer Kaiser an. Karl der Große hatte Frankreich, Italien, und den größten Theil des Landes, was hinfort Deutschland genannt ward, durch Gewalt der Waffen verbunden, und hinterließ dieses weite Reich bei seinem Tode im Jahr 814 seinem Sohne Ludwig, welcher in der Geschichte Ludwig der Fromme heißt und nicht mit dem Ansehen seines Vaters die Völker regierte. Ludwig theilte die Lande unter seine drei Söhne, und bald löste sich wieder von einander, was nur die Gewalt unnatürlich zusammengewungen hatte; denn nur das Gleichartige hält auf die Dauer zusammen. Ludwigs ältester Sohn Lothar bekam den Namen und die Würde des Kaisers von Rom, und erhielt an Ländern Italien, den größten Theil des vormaligen Burgundischen Reichs, und alles, was der Rhein, die Ardennen, die Somme, und das Meer umgränzen; Ludwig, sein zweiter Sohn, der gewöhnlich Ludwig der Deutsche genannt wird, bekam alle Lande jenseits des Rheins; Karl, sein dritter Sohn, erhielt den südwestlichen Theil Frankreichs, was

man damals Neustrien zu nennen pflegte. Aber gegen den Ausgang des neunten Jahrhunderts, als die von Lothar gestiftete Linie ausgestorben war, fügten sich alle Lande, in welchen zwischen dem Rhein und dem Meer die teutsche Sprache und Sitte die herrschende war, zu dem nordöstlichen Frankenreiche, welches hinfort als ein Reich für sich bestand und das Teutsche Reich genannt ward. Dieses große und schöne Gebiet ward lange Zeit Lothringen, auch wohl das Herzogthum Francien genannt; was nachher Lothringen hieß, war nur ein Theilchen davon. Die Fürsten und Herren, die seit der Erlöschung der großen Herrscherhäuser der Salier und Hohenstaufen hier im äußersten Südwesten Deutschlands fast unabhängig geboten, hielten sich immer noch zum teutschen Reiche und wurden als Reichsfürsten angesehen, da hingegen viele der vormaligen Burgundischen Lande, die seit dem elften Jahrhunderte dem Reiche der Deutschen zugefügt wurden, sich wegen der Verschiedenheit der Sprache und Sitten, welche romanisch und französisch waren, dem teutschen Reiche mehr und mehr entfremdet und endlich fast von ihm abgelöst hatten.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte König Johann, der zweite König des Hauses Valois, einen seiner Söhne mit dem französischen Herzogthum Burgund

beliehen. Dieser und seine Nachkommen erwarben durch Glück, durch Tugenden der Gerechtigkeit und Tapferkeit, durch Heirathen und Verträge im Nordwesten ihrer Herrschaft so weite und reiche Länder, daß sie mit den mächtigsten Königen verglichen werden konnten. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, war um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts nicht allein Herr des Herzogthums Burgund und der Grafschaft Kleinburgund, sondern nannte auch fast alles Land sein, was sich über der Somme und den Ardennen um die Schelde und Maas bis hinauf zur Südersee streckte. Es bildete sich zwischen Frankreich und Deutschland ein mächtiger Mittelstaat, ein neues Königreich Burgund, mächtiger, als eines der früheren Burgundischen Reiche gewesen. Aber nicht lange nach seinem Tode zerfiel dieser Staat. Die treulose und schleichende Hinterlist des Königs von Frankreich Ludwigs des Elften umspann Philipps Sohn und Nachfolger, Karl den Kühnen von Burgund, mit so dichten und feinen Spinnenweben, daß er seinem Verderben nicht entinnen konnte. Als Karl im Jahr 1476 in der Schlacht bei Nancy geblieben war, riß Ludwig der Elfte, der für alles bereit stand, das Herzogthum Burgund und manche Städte und Orte französischer Zunge in den Landschaften von dem Burgundischen

Reiche ab, und fügte sie wieder zu Frankreich. Der Ueberrest, der nördliche Theil der Herrschaft, welcher größtentheils aus den Landen der teutschen Zunge bestand, und die Grafschaft Kleinburgund ward für Karls Tochter, Maria von Burgund, gerettet, welche sich mit dem Erzherzog Maximilian von Oestreich vermählte. Auf diese Weise ward dieses Burgund habsburgisch, und 40 Jahre später spanisch, da Maximilians Enkel, Karl Erzherzog von Oestreich und Herzog von Burgund, im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts auch König von Spanien ward. Dieser Karl, welcher als teutscher Kaiser Karl der Fünfte genannt wird, verband gegen das Ende seines Lebens sein burgundisches Erbtheil wieder auf das engste mit Teutschland, welchem er es unter dem Namen des Burgundischen Kreises einverleibte, theils — sagen einige — damit er seinem Sohn Philipp Einfluß auf Teutschlands Angelegenheiten, vielleicht die Ehre der teutschen Krone verschaffte, theils damit diese Lande gegen Frankreichs Macht und Herrschsucht in dem teutschen Reichskörper einen starken Halt und Schutz hätten. Unter diesem Philipp dem Zweiten, weil er freie Männer tyrannisch regieren wollte und seinen Willen Befehl nannte, riß sich seit den Jahren 1570 der nördliche Theil des Burgundischen Kreises von der spanischen

Herrschaft los, und stiftete nach langem Kampfe einen eigenen Freistaat, welcher der Freistaat der Sieben vereinigten Provinzen, oder der Vereinigten Niederlande hieß: das Land, was die Friesen, die Bataver, die Mattiakern, die Kaninesaten, die Menapier, die nördlichsten Nervier, die Eburonen, und Sigambren weiland bewohnt hatten, uralte Sitze der Freiheit; das Uebrige blieb bei Spanien und Deutschland.

Durch den traurigen dreißigjährigen Krieg gelang den Franzosen endlich, wornach sie so lange getrachtet hatten: sie kamen mit einem Theil ihrer Gränze an den Oberrhein. Ihnen ward das Elsaß abgetreten und mehrere teutsche Festungen am jenseitigen Ufer des Stroms blieben von ihnen besetzt, damit das unbewaffnete Deutschland immer offen vor ihnen läge. Was hier angefangen war, suchte Ludwig der Vierzehnte 40 Jahre lang mit Gewalt weiter zu führen, aber es gelang ihm nicht. Nur einen Theil der spanischburgundischen Lande, meist Städte und Orte der französischen Zunge, riß er ab; das übrige Land der flamländischen und teutschen Zunge zwischen dem Rhein und dem Ocean blieb noch bei Deutschland. In den Jahren 1750 ward das Herzogthum Lothringen, welches von französischen Landschaften und vom Elsaß fast

umklammert lag, mit Frankreich vereinigt. Erst der französische Revolutionskrieg hat die herrlichen Lände um den Rhein, die Mosel, die Maas, und die Schelde, ursprünglich und uralte Lände teutscher Zunge, der teutschen Freiheit und dem vaterländischen Stamm entrissen. Wir haben sie zu leicht verloren und zu leichtsinnig aufgegeben, weil wir ihren Werth und die Bedeutung und Wichtigkeit ihres Besitzes nicht kannten.

Man mögte mir sagen: diese Länder sind ja eigentlich fränkische Länder, den Theil ausgenommen, der zwischen dem Rhein, dem Vogesus, und der Mosel liegt, wo vor der Herrschaft der großen fränkischen Monarchie zuletzt Allemannen herrschten. Als die Römer im Anfange des fünften Jahrhunderts den Rhein aufgaben, beherrschten die Franken ja, was zwischen den Ardennen, dem Rhein, der Mosel, und dem Meer liegt. Sie gingen von hier weiter süblich, drangen in Gallien ein, und eroberten es. Sie haben also nichts Anderes gethan, als ihr Land wiedernehmen und ihre rechten Stammgenossen wieder zu sich fügen; denn gewiß wohnen in Brabant, und im Lüttich, Mastricht, und Jülich viele Enkel der alten Franken.

Dies scheint nicht ungereimt geredet. Ich antworte darauf also:

Sene Franken, von welchen hier geredet wird, sind nicht mehr in der Weltgeschichte. Ein Theil von ihnen hat sich mit den Galliern und Römern vermischt und ist ein neues Volk von Mischlingen geworden, das Franzosen genannt wird, und jean alten Franken so wenig ähnlich ist, als der jetzige Lombarde am Ticino dem Märker um die Havel, wo vor 2000 Jahren vielleicht Lombarden saßen. Die in den alten Sizen blieben, sind, einige wenige Striche des Französischen ausgenommen, ächte Germanen und teutsche Menschen bis diesen Tag, und haben mit dem aus Galliern, Römlingen, und Franken entstandenen Volke an Art und Gemüth wenig gemein. Sie haben sich daher auch selbst in den Jahrhunderten, als das teutsche Reich durchaus keine zwingende und zusammenhaltende Gewalt hatte, von dem zwölften bis funfzehnten Jahrhundert, durch Neigung und Art des Volkes unwillkürlich gezogen, immer zum teutschen Reiche gehalten und gezählt, und nicht zum französischen, und sind Theile Deutschlands geblieben bis auf die lezten funfzehen Jahre, die so viel Altes und Verehrliches umgekehrt und zerstört haben. Mit demselben Rechte, womit die Franzosen auf diese Lande Anspruch machen, könnten die Kastilier und Engländer, die keine Teutsche mehr sind, auf die Landschaften um Cherson und Kiew

oder um Münster und Hamburg Anspruch machen, und sprechen: hier ist das Land der alten Westgothen, hier saßen einst die Angeln und Sachsen, wir nehmen das Land unserer Väter wieder; und die von Rouen und Salerno könnten in die Häfen von Christiania und Drontheim einlaufen, und rufen: hie Normänner! und Normannenreich! wir nehmen das Anstrige wieder. Enkel der alten Franken wohnen am Rhein, an der Roer, an der Maas, in Brabant, und in Flandern, auch einige Franzosen sind Enkel der Franken; aber das Frankenland ist kein Franzosenland. Weil es teutsch blieb und nicht romanisch ward, hat es sich mit Recht immer in dem Besiz behauptet, den Teutschen angehören zu wollen. Deswegen sollen Teutsche ihre Brüder, die ihnen so gern angehören, nicht leichtsinnig aufgeben, sondern auf Tod und Leben für ihre Befreiung streiten, aber die Franzosen gern behalten lassen, was französisch ist.

Das Recht hat geredet, und ausgesagt, daß Besiz, Stamm, Sprache, Art, und Neigung dieser Lande und Völker für das teutsche Reich ist. Nun tritt die Politik auf, und beweist, daß Teutschlands Selbstständigkeit und Europens Sicherheit nicht bestehen kann, wenn die Franzosen den Rhein und die jenseits des Rheins liegenden teutschen Lande behalten. Der

allgemeine Vortheil der Herrscher und Völker stimmt mit dem Recht überein, daß Frankreich nicht nur den Raub der letzten Jahre, sondern auch das Elsaß wieder herausgeben, und auf seine alten Gränzen, welche zugleich Gränzen seiner Sprache sind, wieder zurückgebracht werden muß.

So spricht die Politik, einfach und kurz, denn die Wahrheit braucht keiner umschweifigen Wortgeschlechte:

Seit Jahrhunderten haben die Franzosen geschrien: Der Rhein gehört natürlich zu Frankreich, ohne den Rhein hat Frankreich keine Mündung und Grundfeste der Macht, mit dem Rhein aber ist seine Gränze auf immer bestimmt und geschlossen, und weiter will und darf es nicht streben. Viele haben sich durch dies Geschwäh sogar bethören lassen, und es ihnen nachgebetet, der Meinung, die Forderung sei nicht so ganz unbillig. Sie merkten aber nicht, oder waren überhaupt zu dumm, es zu merken, daß die Franzosen den Rhein und die Naturgränze des Rheins nur als einen Vorwand hinschoben, daß sie aber recht gut wußten, wie der Rhein ihnen über Teutschland die Herrschaft sicherte; denn diese Herrschaft wollten sie eigentlich, nannten sie aber nicht. Kaum hatten sie festen Fuß am Rhein gewonnen, kaum hatten sie Landau, Breisach, Philippsburg, und andere feste Plätze an dem

Strom, so begann ihr verderblicher Einfluß auf Deutschland, so hörten die Zettelungen nie auf, welche die letzten Bande der teutschen Eintracht auflösten, so standen ihnen auch schon teutsche Fürsten gegen das eigene Vaterland und seine Freiheit bei. Ich erinnere nur an den Krieg, der durch Ludwigs des Bierzehnten Uebermuth im Jahr 1672 gegen die vereinigten Niederlande begann, und an den spanischen Erbfolgekrieg. Die letzten Jahre mit ihren jammervollen Erinnerungen liegen so jung vor uns, daß ich auf sie nur hinzuwinken brauche.

Ich sage gradezu: Wenn Frankreich den Rheinstrom mit seinen Landen behält, so behält es nicht nur sein alles Gleichgewicht aufhebendes Uebergewicht über Deutschland, sondern auch über das übrige Europa. Und ich beweise meine Behauptung.

Der Rheinstrom von Basel bis Rotterdam in seinem nordwestlichen Lauf beugt sich wie ein Knie aus. Hätte es ihm beliebt, seine erste Richtung von Konstanz bis Basel grade gegen Westen beizubehalten, so wäre er ungesähr bei Boulogne oder Kalais ins Meer gefallen, und dann hätte er allensfalls ein französischer Gränzstrom werden können. Jetzt aber, da er mit

seinen verschiedenen Wendungen an 100 teutsche Meilen nordwestlich braust, flankirt er das ganze südliche und nordwestliche Teutschland, und in fremder Gewalt beherrscht er die jenseitigen Landschaften Teutschlands auf 40 bis 50 Meilen Weite. Er ist ein vorgebeugtes Knie, das Frankreich, wann es ihm gefällt, auf Teutschlands Nacken setzen und womit es dasselbe erwürgen kann. Wir haben den fürchterlichen Druck dieses Knies wohl gefühlt, und holen kaum erst Athem. Hat Frankreich den Rhein, so liegt ihm alles westliche Land offen bis zur Elbe, und gegen Osten kann es seine Heere ungestraft vorstoßen bis an den Lech und die Quellen des Mains und der Saale: d. h. die gute Hälfte Teutschlands liegt abhängig vor ihm, und die übrige Hälfte muß dem dienenden und zitternden Theile dann bald nachfolgen. Denn so ist Frankreichs geographische Lage und Stärke bei seinen übrigen Gränzen, daß mit dem Besiz des Rheins die ganze Schweiz und Oberitalien von ihm abhängig werden, daß es also — den Zuwachs von Hülfsmitteln und Menschenzahl gar nicht gerechnet — eine Uebermacht gewinnt, die es, sobald es will (und wollen wird es immer) seinen Nachbarn verderblich machen kann.

Damit dieß hier Gesagte allen recht sonnenklar werde, setze ich das Aeußerste einander gegenüber.

Ich setze Teutschland voraus in seinen alten Gränzen. Diese scheiden es südlich durch die Alpen von Italien, durch die Ardennen von Frankreich; im Osten laufen sie an den Dalmaten, Kroaten, Ungarn, und Polen hin; im Norden trennet die Ostsee und Eider die Deutschen von ihren skandinavischen Brüdern; im Westen schließt die Nordsee sie ein. Eben so nehme ich Frankreich in seinen alten Gränzen zwischen dem Ardennenwald, dem Jura, den Alpen, dem Mittelmeer, den Pyrenäen, und dem atlantischen Ocean. Ich nehme an, Teutschland mit allen seinen Landen sei eine einzige Monarchie unter Einem gebietenden Herrscher, wie Frankreich ist, und behaupte, daß bei dieser Voraussetzung beide Staaten ungesähr gleich mächtig sind.

Teutschland in jenen Gränzen unter Einem Gebieter mögte vielleicht nahe an 30 Millionen Einwohner haben, Frankreich vielleicht 5 bis 6 Millionen weniger; Teutschland hätte demnach ein Fünftel oder Sechstel Uebergewicht an Menschenzahl.

Dafür aber hat Frankreich ein doppeltes, ja dreifaches Uebergewicht in Hinsicht seiner Lage, so daß jene kleine Ueberzahl der Volksmenge dadurch reichlich aufgewogen wird. Frankreich hat von der Natur eine Vertheidigung erhalten, welche Teutschland fehlt. Durch den atlantischen Ocean, die Pyrenäen, das Mit-

telmeer, und die Alpen ist es gegen fremde Anfälle mit Bollwerken umgeben. Nur ein Theil seiner Nordgränze gegen Deutschland, etwa ein Achtel seines Umfangs, ist leichter zugänglich, und muß mehr durch künstliche Bollwerke geschützt werden. Hingegen Deutschlands ganze Ostgränze gegen Ungarn und Polen, ein Theil seiner Nordgränze gegen Dänemark, und der größte Theil seiner Südwestgränze gegen Frankreich liegt von Natur offen, und muß durch Kunst vertheidigt werden: d. h. die Hälfte der Gränzen Deutschlands ist leicht zugänglich.

Wie sehr steht Deutschland hier gegen Frankreich im Nachtheil, der das nicht bedeutende Uebergewicht der Volksmenge reichlich vergütet! Auch den andern Nachtheil kennt jeder, der die Geschichte kennt, daß Europa vom Osten her immer eine Gefahr droht, die vom Westen her nie kommen kann. Von Osten her dehnt sich die weite Feste der Länder mit den Millionen Völkern und mit allen gegenwärtigen und künftigen Gefahren aus, welche zunächst auf Deutschland stürzen und Deutschland zertrümmern müssen, ehe sie Italien und Frankreich erreichen können. Von Westen her kann nur auf Schiffen Gefahr kommen; auf Flotten aber sind Hunderttausende, geschweige denn Schwärme von Millionen, nie in ein Land gekommen. Also —

Aber, mögte jemand einwenden, eben sprichst du gegen Frankreich so berebt über die Gefahren, welche den andern durch seinen Besitz des Rheinstroms drohen, und über die Herrschaft, welche von diesem Strom über die Schweiz und Oberitalien ausgehen muß; sage mir, wird der Rhein denn mit einem Male ein anderes Ding, wird die Wirkung, die von ihm ausgeht, eine andere, wenn er in der Gewalt der Deutschen ist, als in der Gewalt der Franzosen? — Freilich ganz, ganz anders.

Wenn die Deutschen den Rhein besitzen, so schwebt jener Einfluß auf eben benannte Länder zwischen ihnen und den Franzosen im Gleichgewicht; wenn die Franzosen den Rhein besitzen, so haben sie jenen Einfluß allein.

Dies beweist sich leicht. Für den, welcher die Geschichte und Erdkunde versteht, dürfte bloß darauf hingewinkt werden: so klar ist die Wahrheit.

Frankreich, in seinen alten Gränzen gedacht, die wir seine Naturgränzen nennen wollen, hat auf die Schweiz und Italien schon einen mächtigen Einfluß durch die lange Gebirgskette, die den Jura hinab am Genfer See hin bis auf den Var bei Nizza zum Mittelmeer streicht. Als eine große und gewaltige Monar-

die drückt es auf jene beiden schwächeren Länder. Bekömmt es den Rhein noch zu diesen Gränzen, so müssen sie ihm dienen. Gewinnt aber Deutschland seinen Rhein wieder, so hat es auch seinen Druck, welcher den französischen Druck keineswegs aufhebt, aber doch hemmt, und welcher wieder von dem französischen gehemmt wird.

Dies sind die größten Gründe, daß der Rhein mit seinen Landen wieder teutsch werden muß. Ein sehr großer Grund liegt auch in der Verfassung und in dem Charakter der beiden Völker, von welchen hier gehandelt wird. Die Verfassung des teutschen Volkes ist eidgenossisch und bündisch; sie wird auch künftig immer mehr oder weniger bündisch oder republikanisch bleiben; also wird das Volk nie mit der wildesten und willkürlichsten Gewalt gebraucht und gemisbraucht werden können, wenigstens nicht lange Zeit, wenn einem außerordentlichen und ungeheuren Menschen solches auch einige Zeit gelänge, oder wenn eine ungeheure und alles erschütternde Begebenheit das Volk auch vielleicht einmal aus seinen ordentlichen Verhältnissen herausriffe. Der Charakter des teutschen Volkes ist still, mäßig, gerecht, eher zu ruhig als zu wild. Seine Geschichte beweist, daß es immer lieber das Seine behalten als das Fremde erobern will. Dies Lob gab ihm vor 1700

Jahren schon Tacitus, als römische Heere am Rhein-
 strom von den Germanen erschlagen lagen. Die Deut-
 schen sind nie ein Eroberervolk gewesen, außer in jener
 wilden alles umkehrenden Zeit des fünften und sechsten
 Jahrhunderts, wo, weil die Welt eine neue und andere
 Welt werden und eine ganz neue Gestalt gewinnen
 sollte, alle Welttheile und Völker auf einander stürz-
 ten und sich über ein Jahrhundert in wilden Revolu-
 tionen und blutigen Kämpfen zerarbeiteten, bis Rom
 in Trümmern lag und die Gründe eines neuen Lebens
 geworfen waren. Die Verfassung des Franzosen ist
 monarchisch, war es von jeher, und wird unter tüchti-
 gen und eingreifenden Herrschern immer despotisch, so
 daß die Franzosen zu eigenem und fremdem Verderben
 oft ein halbes Jahrhundert auf das willkürlichste und
 grausamste gemißbraucht werden können. Der fran-
 zösische Charakter ist leichtsinnig, unslät, unruhig, un-
 gerecht, immer zwischen dem Zuviel und Zuwenig wan-
 fend, also keiner stätigen Freiheit fähig: weil sie sich
 durch den eigenen Willen nicht beherrschen können,
 müssen sie einem fremden blind gehorchen. Sie haben
 Anlage zu einem Eroberervolke, aber wenig Anlage,
 das Eroberte zu gebrauchen. Nie werden ihre Nach-
 barn vor ihnen Ruhe haben. Wir Deutsche können von
 ihrer Unruhe, Treulosigkeit, und Unrechtlichkeit Ge-

schichten erzählen; auch die Italiäner und Spanier können es. Sie sind nicht bloß heute so, sie sind nicht bloß durch die Revolution so geworden, nicht bloß durch Napoleon über alles Maas hinausgetrieben; sie sind so gewesen seit den Anfängen ihrer Geschichte, sie werden so seyn bis an das Ende derselben. Uebermacht ist gefährlich in den Händen jedes Volks, in ihren Händen ist sie die gefährlichste.

Viele der kleineren politischen Gründe könnten noch angeführt und herausgehoben werden, warum der Rhein deutsch seyn muß und nicht französisch seyn darf. Man könnte auch diese eben dargelegten großen Gründe noch von manchen Seiten beleuchten, und sie so darstellen, daß aus jedem wieder drei vier neue Gründe hervorgingen: eine Art und Kunst, worin die Franzosen bei ihren Darstellungen Meister sind, und womit sie manchen Schwachköpfen Scheine vorgaukeln, welche endlich fast Wahrheiten gleich sehen. Wir aber verschmähen die unteutschen und gauklischen Künste, deren die Gerechtigkeit und Wahrheit unserer Sache auch gar nicht bedarf; wir werden überhaupt auch nur von solchen verstanden und begriffen werden, welche die Gründe zu wägen und nicht zu zählen gewohnt sind.

Nach diesen Hauptgründen ist es klarer als Sonnenlicht, daß der große und heilige Kampf, worin wir

mit den Franzosen stehen, kein anderes erstes und letztes Ziel haben kann, als die Wiedergewinnung unseres abgerissenen Landes, und die Wiederbefreiung der Menschen unserer Sprache und Art, welche mit Gewalt haben Franzosen werden sollen. Gott, der so viel für uns gethan hat, wird uns dazu helfen, und den Herrschern und Völkern, bei welchen die Entscheidung der Gegenwart steht, die Nothwendigkeit der Erreichung dieses Ziels so ins Herz geben, daß sie nicht ablassen, sie haben es denn erlangt. So viel Glück von Gott wäre umsonst gewesen, so viele edle und brave Spanier, Engländer, Russen, und Deutsche wären mit dem treuesten und tapfersten Muthе umsonst gestorben, wenn man vor dem halb erreichten Ziele stehen bliebe. Nicht dieser Napoleon, nicht diese Franzosen, welche jetzt leben, sind allein die Furchtbaren; sie werden gewiß durch Gott gestraft werden, und alle, welche mit ihnen aus den bösesten Absichten so viel Unglück über die Welt gebracht haben. Aber bleibt den Franzosen der Rhein mit den schönen jenseitigen Landschaften, so werden die künftigen Herrscher gegen uns stehen wie er, die künftigen Franzosen werden uns plündern, überziehen, und plagen, wie die gegenwärtigen. Ja ich sage es geradezu, ein mäßigerer, milderer, und geschickterer Mann an Frankreichs Spitze, und mit denselben Hülfsmitteln

und Heeren, die ihm zu Gebote standen, wäre uns tausendmal gefährlicher geworden als er, und ein solcher würde der Freiheit Deutschlands und in ihr der Freiheit Europens auch künftig der gefährlichste werden; denn wer über Frankreichs, Italiens, und Deutschlands Kräfte schalten kann und wer damit nicht ein zu wilbes Würfelspiel des Glücks spielt, dem müssen die übrigen Mächte des europäischen Kontinents sich endlich neigen. Also wann Napoleon auch nicht mehr ist, wann diese verwegene und blutige Brut der jüngsten Revolutionen auch vergessen und vergangen ist, so werden wir und unsere Kinder bald dieselben Uebel, von welchen wir eben erlöst zu werden hoffen, wieder bezammern, wenn Frankreichs Gränzen gegen uns bleiben, wie sie jetzt sind. Man mag das künftige Friedenspapier durch noch so viele und bündige Klauseln, Gelöbniße, und Eide sichern, die papierne Gewalt der Federn ist immer leichter, als die metallische der Schwerdter; die Fürsten und Länder östlich, ja nördlich vom Rheinstrom, auf 50, ja auf 50 Meilen Weite, werden den französischen Druck und die französische politische Ziehkraft fühlen müssen, sie werden als Planeten um diese Sonne tanzen müssen, von welcher ihnen keine Wärme, sondern nur Brand kömmt: sie werden zittern und dienen müssen; die Schweiz und Italien

werden auch wie französische Landschaften seyn und aus Paris ihre Befehle empfangen müssen; ja — und das soll vor allen bedacht werden — weil jetzt das Rechte nicht gethan ward, wird künftig das Rechte kaum noch gethan werden können: denn zuletzt wird die Gewohnheit allmächtig, fremde Sprache, fremde Sitten, und Befehle schleichen sich immer mehr ein oder dringen sich auf, die Seelen verlieren ihren Trost, die Herzen ihre Erinnerungen, was den Vätern zuerst ein Abscheu und Gräucl war, wird den Kindern durch Uebung leidlicher, dann gleichgültig, endlich sogar lieb — die hündischeste Geduld wedelt zuletzt eine Tyrannei an, wo der zürnende Stolz sonst noch auf Rache gebrütet hatte.

Wollen also die Herrscher ihrer Herrschaft und die Völker ihrer Freiheit sicher seyn, soll Germanien wieder in Ehre und Selbstständigkeit und Europa in Kraft und Gleichgewicht blühen, so muß die Aufgabe mit dem Eisen gelöst werden, Teutschland gegen Frankreich in seinen alten Gränzen wiederherzustellen, und die Franzosen auch da von dem Rhein zu entfernen, wo sie sich seit Richelieu und Ludwig dem Vierzehnten mehr durch Trug und Hinterlist als durch Recht und Tapferkeit angedrängt haben,

Mein dritter Zeuge, die Ehre, sagt aus, und vermahnet also:

Wenn ich, die ich Ehre genannt werde, noch bin, die ich vormals war, wenn ihr Teutsche mir noch mit freiem offenen Auge ins Angesicht blicken wollt, so müßet ihr das Schwerdt nicht in die Scheide stecken, ihr habet denn eure alten Gränzen und eure abgerissenen Brüder wiedergewonnen. Jetzt, da ihr bekennet, ja da ihr fühlet, ihr seid in dem gerechtesten Kriege, den ihr je geführt, gegen die grausamste Treulosigkeit und Unterdrückung aufgestanden, jetzt, da ihr euch den hohen Stolz genommen habt, zwischen Sieg und Wiederherstellung und Niederlage und Untergang keine Wahl zu lassen, jetzt, da ihr Gott zum Zeugen und Bundesgenossen genommen habt, jetzt wolltet ihr noch zweifelnd vor dem Halben stehen bleiben? jetzt wolltet ihr noch fragen und fragen lassen, ob es mit dem Rhein als Gränze der Arbeit und des Blutes nicht genug sei? Nein, nimmermehr! euren ganzen Stolz müßet ihr euch nehmen, euren ganzen Stolz müßet ihr aussprechen, daß ihr das Eigene ohne alle Bedingung wieder verlanger. Auch die große Gerechtigkeit ziemt einem braven und treuen Volke, daß, wenn das Stück der Waffen euch auch bis an die Ufer der Loire und Rhone brächte, ihr von den Franzosen, und von dem, was nur in französischer Zunge spricht, auch kein Dorf begehret, es sei denn, daß Dörfer und Orte

schaften von euren Gränzen eingeklammert liegen, wo ihr sie zu euch nehmet und ihnen in gleichem Fall von dem Eurigen Gleiches erlaubet. Wie? wenn ihr jetzt nicht den Stolz und Muth bekennet, das Ganze zu wollen und zu vollbringen, wann meinet ihr, daß ihr sie künftig haben werdet? wann meinet ihr, daß die Zeit kommen soll, wo allen Teutschen noch ein größeres gemeinsames Ziel aufgesteckt ist? Jetzt, oder nie, so muß die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da; sie kann nichts verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das Kurze und Runde: Thue, was du mußt, siege oder stirb, und überlaß Gott die Entscheidung.

So spreche ich zu euch, teutsche Brüder und Landsleute, nicht ohne Absicht, auch nicht ohne Anspielung. Eure Väter weiland, die gewaltigen und großherzigen Männer, kannten mich, und mich allein, und meine Schwester, die Gerechtigkeit, und lebten nach unsern Lehren und Gesetzen; sie wußten viel von Ehre und Treue, so viel, daß sie zürnten, wenn man sie nur daran mahnte, weil die Mahnung ihnen fast einem Schimpf gleich däuchte. Ihr, ja wir alle insgesammt haben die Mahnung wohl verdient; die Ehre und Treue, die Liebe aller zu allen, die teutsche Gemein-

schaft und Brüderlichkeit der Herzen war fast ausge-
 storben; jeder wollte bestehen für sich, jeder wollte
 herrschen für sich, und so geschah uns, was ein alter
 Römer von den griechischen Völkerschaften sagte: da
 alle nach der Herrschaft Griechenlands
 strebten, haben alle die Herrschaft über
 ihr Vaterland verloren. Jetzt hat Gott, der
 unsern Namen nicht vergehen lassen will, uns durch
 Schrecken und Freuden auf eine wunderbare Weise
 gewedt; jetzt können wir in dem Gefühl gemeinsamer
 Rache unerträglichen Uebermuths und unbeschreiblicher
 Grauel der Fremden wieder beleben, was fast erstor-
 ben war; jetzt können wir einen Bund der Kraft, Ge-
 rechtigkeit, und Eintracht knüpfen, wir alle, so viele
 unjer in teutscher Zunge sprechen, welchen die gallische
 Hinterlist künftig vergebens zu zertrennen streben mag.
 O Deutsche, nehmet euch den großen römischen Grund-
 satz, daß ihr nie einen unglücklichen und schimpflichen
 Frieden machen wollet, daß ihr nie eures Landes und
 eurer Menschen den Feinden hingeben wollet, daß ihr
 aus jedem Kriege größer und gefürchteter hervorgehen
 wollet. Aber darin seid den Römern ungleich, daß
 ihr diese Größe nicht als eine äußerliche Größe meis-
 net: sie wollten nie einen Frieden schließen, ohne Land
 zu gewinnen. Ihr, setzt ihr eure Größe in Gerech-

tigkeit und Mäßigkeit. Denn auch die Römer, so groß sie waren, sind untergegangen und zuletzt der Spott der Welt geworden, weil sie diese nicht ehren wollten. Sprechet den großen Grundsatz aus, und lehret ihn euren Kindern und Kindeskindern als das heiligste Gebot eurer Größe und Sicherheit: daß ihr nie fremde Völker erobern wollet, daß ihr aber auch nimmer leiden wollet, daß man euch nur Ein Dorf von euren Gränzen abreiße. Wer zu viel Fremdes begehrt, der stirbt an Uebermuth; wer sich das Eigene ungestraft rauben läßt, der stirbt an Entehrung. Beide Tode sind sicher und schmerzlich, doch scheint die erste Art des Verderbens ehrenvoller zu seyn.

Ich habe in Anspielungen gesprochen. Deutsches Volk, zahlreichstes und freitbarstes, und, wenn du einträchtig seyn willst, auch gewaltigstes und mächtigstes Volk in Westeuropa, schlage die Rollen der drei letzten Jahrhunderte auf, frage nach der Entwicklung der Begebenheiten, frage nach dem Gange der großen Revolutionen, forsche nach den Kriegen und Friedensschlüssen — und erröthe, und, wenn du kannst, zürne, daß in so langer Zeit fast kein Friede geschlossen ist, wobei du nicht von deiner Ehre und Herrlichkeit verloren hättest. Wer immer den De-

müthigen und Unterwürfigen macht, wer immer nachgiebt und abtritt, der wird zuletzt unterdrückt und verachtet, und zwar mit Recht; dem, wie stark er auch sei, achret sich endlich der Schwächste gleich, und spricht ihm Hohn, und darf ihm wohl Hohn sprechen. Dahin — o unsers Unglücks! — dahin wollte es kommen, daß die Teutschen, dieses große und kriegerrische Volk, fast von der Welt getrennt wurden, daß man ihnen alle nächste und leichteste Gemeinschaft mit den Völkern sperrete. Haben wir es nicht zwei Jahrhunderte gelitten, daß die Holländer, einst eine Landschaft von uns, und die mit Teutschland immer hätten verbunden bleiben sollen, unsern Rhein bezolleten und wie ihnen gefiel belasteten? Haben die Dänen, ein kleines schwaches Volk, die ohne die Landschaften, die sie von unserm Reiche zu Lehen tragen, fast wenig seyn würden, sie, die wir in den Jahren 1658 und 1660 vom Untergange retteten, sich nicht mehr als einmal ange-maßt unsre Elbe zu beherrschen, unsre Reichsstädte willkürlich zu besetzen und zu berauben, ja jüngst sie auf die bübischeste Weise den Fremden zur Schändung und Plünderung zu überliefern? Dahin hätten wir kommen können durch unsere Gleichgültigkeit gegen das gemeinsame Vaterland, durch unsre immer aufschreiende aber nie handelnde und strafende Geduld,

daß keine unserer Küsten uns gehört hätte, daß wir
 aus unsern Strömen kein Schiff hätten ins Meer las-
 sen dürfen, ohne die Erlaubniß erst von den Fremden
 zu erkaufen. Und von welchen Fremden? von solchen,
 die einst unsere Unterthanen und Vasallen waren, und
 es wieder werden müssen, wenn sie gegen die mächtis-
 geren nicht wenigstens gerecht seyn wollen. Das
 haben wir verdient, weil wir es gelitten haben; wir
 verdienen es, weil wir es leiden. Wer sich zum Klotz
 macht, der wird von jedem Beil behauen, wer sich
 aber als Amboss hinwirft, von dem scheuet man die
 Scharten. Bevormündet von den Völkern, als Un-
 mündige behandelt worden sind wir lange, und werden
 es bis diesen Tag; so daß es bis jetzt schwer war zu
 sagen, ob unsre Dummheit größer war als unsere
 Unwissenheit: denn so weit waren wir ausgeartet, daß
 wir die wenigen einfachen Punkte nicht mehr kanz-
 ten, worauf bei den Ländern und Völkern die Herr-
 schaft beruhet, daß wir sie bei unserm eigenen Vater-
 lande nicht mehr kannten. Deswegen gaben wir das
 Große leicht hin, und zankten uns um das Kleine,
 als wäre es groß gewesen; bis der große Schieds-
 richter und Schlichter aller Streite dazwischen trat
 und mit dem plumphen Degen alles ausglich. Wenn
 dieser uns nicht weiser gemacht hat, wenn wir das

Vaterland und seine Ehre und Herrlichkeit hinfort nicht über alles stellen wollen, so werden Siege nur den Augenblick befreien, und das alte Unglück wird bald wieder an unsere Thore klopfen.

Ich schweige. Wer Ehre und Stolz fühlt, bedarf keiner weiteren Worte; Thoren werden durch Worte nicht weiser, und schlaffe Seelen werden durch Ermahnungen nicht stärker. Aber ihr Wackeren und Redlichen, kämpfet, arbeitet, und denket, damit des Vaterlandes lange Uebel und Schäden einmal gebessert werden.

Die teutsche Treue Edmüt und hat ihre Schwester die Liebe an der Hand. Sie ist grau geworden vor Gram und stumm vor Schweigen; denn sie hat lange Jahre in einsamer Trauer verlebt, weil das Volk sie ausgestoßen hatte, und sie, wenn sie ja einmal in seinen Versammlungen erscheinen wollte, nicht anders ansah und behandelte als eine Landläuferin. Ihre Augen sind trübe vom Weinen, ihre Gestalt ist abgezehrt, ihr Schritt ist schwach und wankend; sie ist nicht mehr die alte fröhliche und stolze Kriegerin, die in die Posaune blies, und rief: Hie Teutschland! und Sieg! sie ist nicht mehr die waidliche und muthige Gesellin, die bei den Festen des Friedens den Reigen führte, und sich rühmte, die

Sonne sehe kein glücklicheres, freieres, und redlicheres Volk als ihre Deutschen. Es ging ihr, wie es einem Greise geht, der das Ziel des gewöhnlichen Menschenlebens überlebt hat; sie war wie eine Greisin geworden, deren Jugendgeschlecht hingestorben ist und die von den Jetztlebenden nicht erkannt wird. Sie war eine Einsame, und kaum war noch auf der Erde ihr Bleiben. In den Sälen der Großen und Reichen fand sie fremden Tand und Prunk, und hörte wälsche Thorheit und Leichtfertigkeit in wälschen Tönen nachhallen, die ihr von jeher abscheulich gedäucht hatten; sie war dort so fremd geworden, daß sie auch niemand erkannte, sondern daß man sie als eine plumpe und unverschämte Streunerin die Stiegen hinabstieß. Aus den Schulen und von den Kathedern ward sie von Geschwätz und Unsinn und Aufgeblasenheit und Dummheit verjagt, und rief bei der Flucht: o meine Germanen, die keine Schrift lesen konnten als die des gestirnten Himmels und was Gott mit brennenden Buchstaben allesehrlich in die Herzen geschrieben, die keine Eide kannten als den Handschlag, sähet ihr diese! In den Gerichtsstuben gaukelte Ueberwitz und Uebergelehrsamkeit, und das Recht ward dunkel, weil man es mit zu vielen Lichtern umstellte.

Allenthalben, auf den Jahrmärkten und in den Häusern, wurden Lug und Trug, Wollust und Geiz, Faulheit und Weichlichkeit, ihre ältesten ewigen Feinde, neben sie, ja über sie gesetzt. So mußte sie von den Menschen mit ihrem Jammer wieder in ihre Einsamkeit fliehen, und wäre lange vor Gram gestorben und zu ihrem Himmel zurückgegangen, wäre ihr nicht zuweilen im stillen Walde eine fröhliche Unschuld begegnet und hätte sie ins Leben zurückgelächelt, hätte ihr nicht in der Morgen- und Abenddämmerung aus den Hütten der Armen manches fromme Lied entgegengekungen, wozwischen der Haushahn die Glocke der Zeit krähete. Sie wohnte noch mit den Unschuldigen und Armen, und darum konnte sie die Erde nicht verlassen. Aber vor langem Gram und tiefem Herzeleid kann sie nicht sprechen: sie winkt nur, und ich deute ihre Winke.

Sie würde sagen und klagen, ja sie würde schelten zwischen Thränen und Born: Wie, ihr teutschen Fürsten und Völker? das könnet ihr? das wollet ihr? eure Brüder wollt ihr so leichtsinnig und herzlos verlassen als den Raub eines fremden Volkes und fremder Sprache, Sitten, und Gesetze, die ihnen sonst die verhasstesten waren? ihr wollt diese kräftigen, tapfern, freiheitliebenden Männer zu Franzosen werden lassen? ihre Kinder und Enkel — denn auch das Heiligste ver-

gibt und verlöscht sich endlich — sollen von euch, vom teutschen Namen, von teutscher Freiheit und Ehre nicht mehr wissen? ihre starken Arme sollen für diejenigen kämpfen, die ihren Vorfahren ein Haß waren? ihre starken Arme, endlich französische Arme, ihre starken Herzen, endlich französische Herzen, sollen für die Franzosen gegen euch streiten, und euch unterdrücken und unterjochen helfen? — denn wenn den Franzosen die Macht bleibt, werden sie die Versuche eurer Unterjochung nie aufgeben, und sie wird ihnen durch die That zuletzt gelingen — die unter römischer Tyrannei germanisch blieben, weil ihre Herzen das Fremde verabscheueten, die sollen endlich beinahe 2000 Jahre nach Julius Cäsar doch eine Art Römlinge, sie sollen Franzosen werden? die Enkel der Trevirer, Nervier, Abuatiker, Eburonen, Sigamben, und Franken sollen Knechte der Fremden werden, sollen die Freiheit als einen fernen Klang der Vorzeit nur mit den Ohren kennen, nicht mehr mit den Herzen? — denn wo Franzosen gebieten, mag keine Freiheit wohnen. — Das wollet ihr dulden, daß diesen widerfahre? diesem Lande? diesem Volke? und welchen Männern? und wie nahe verwandten Männern? oder kennet ihr diese nicht? wisset ihr nicht, wie sehr sie eure Brüder sind? o fragt euch, die um Rostock und Stettin, die

um Danzig und Königsberg, die um Hamburg und Hannover wohnen, fragt euch, Pommern, Preußen, Märker, Holsteiner, Braunschweiger, ja, ihr fernen Siebenbürger, fragt euch, ob eure Vorfahren nicht weiland von hier und von Westfalen auszogen, und die verödeten Sitze der Wenden bevölkerten, und Städte und Dörfer baueten, und die Freiheit baueten? fragt euch, ob was ihr von teutschen Tugenden habt und daß ihr die Freiheit liebt und für sie sterben könnet, ob das euch nicht alles von hier kam? und dieses Land und dieses Volk, diese eure Blutsfreunde wollet ihr so leichtsinnig ins Verderben fallen lassen? — Und die Enkel der Bataver und Friesen, dieses edle und große Volk, das unter dem Panier der Freiheit und der Nassau ein Jahrhundert für die Selbstständigkeit Europas gestritten hat, das Helden und Gesetzgeber und Erfinder und Künstler gehabt hat, deren Völker mangelten, die zwanzigmal mehr Umfang haben, als sie, auch die Holländer wollet ihr in der Knechtschaft lassen, auch diese sollen endlich französischen Tand lieben und den stolzen Ernst ihrer Väter vergessen lernen? das soll der Dank seyn, daß sie euren Rhein und eure Schelde, ja eure Donau so oft mit ihrem Blute für euch gefärbt haben, daß die Wellen der atlantischen See, ja die Wellen des Sicilischen Meeres für euch von ihnen

geröthet sind? — Und wenn diese euch fremd dünken, so blicket auf die Nächsten — aber ich sage euch, auch die Nächsten mögen nicht frei seyn, wenn diese nicht befreiet werden — blicket auf die, welche zwischen dem Rhein und der Mosel und Saar wohnen, welche die Ufer der Roer und Maas beweiden, und erröthet, wenn ihr nicht hoffet, daß sie wieder Deutschlands Kinder werden sollen; ja wenn ihr nicht vor Gott und der Welt gelobet, daß ihr sie wiedergewinnen wollet. Werfet eure Augen auf diese Ströme und Länder, o wendet auch eure Herzen dahin! was sehet ihr? was fühlet ihr? ihr sehet das Land, das euch an die herrlichsten Arbeiten und Kämpfe eurer Väter mahnet, ihr sehet die Ursprünge und Anfänge eures Volkes, die ältesten und heiligsten Erinnerungen des Reichs der Deutschen, die Wiege eurer Bildung, die Städte, wo eure Kaiser gewählt, gekrönt, und gesalbt wurden, die Gräfte, wo eure Kaiser, eure Erzkanzler, eure Erzbischöfe schlafen, die Denkmäler eures Ruhms und eurer Größe, wohin ihr blicket, wohin ihr tretet — und ihr könntet den Gedanken ertragen, daß dieses Älteste, dieses Ehrwürdigste, dieses Deutsche französisch werden sollte? wahrlich mit dem Gedanken ertragt ihr auch die französische Sklaverei. Aachen, Strasburg, Mainz, Cöln, Trier, Lüttich, Speyer, Worms, den teutschen

Königsstuhl bei Rense, die Schlachtfelder, wo ihr so oft gegen die Franzosen für die Freiheit siegreich waret, das tapfere, lebendige, und geistreiche teutsche Geschlecht, das diese gesegneten Lande bewohnt, dieses ächteste älteste Kleinod eures Namens — alles dieses könntet ihr den Fremden lassen? Sene Denkmäier, welche eure ehrwürdigen und frommen Väter in Eöln und Antwerpen, in Strasburg und Amsterdam dem Ewigen erbaut haben, das Gedächtniß eurer grauen Heldenzeit, und so viele andere Heiligthümer eurer Art und Kunst wolltet ihr denen lassen, deren Blicke nie nach oben gehen und welchen diese Herrlichkeiten nichts Ewiges verkündigen? — O nein! nein! das wollet ihr nicht, das könntet ihr nicht wollen. Wahrlich die Gebeine eurer Väter würden sich in ihren Gräbern umkehren, und wehe! wehe! rufen über euch und über das Vaterland, das ihr verlasset; die Gebeine aller der Erschlagenen würden sich umkehren, die in früheren Schlachten an diesen Gestaden, auf diesen Gefilden gefallen sind, damit der Rhein und seine schönen Lande teutsch blieben und teutsch sprächen; alle die Millionen Teutscher, die lange zu ihren Vätern gegangen sind, würden Gespenster werden für euch; alle, die durch französiches Eisen hier fielen oder durch französische Gräuuel und Mishandlungen umkamen, als Ludwig der Bier-

zehnte und Louvois ihre Mordbrenner ausschickten, und die rheinischen Lande verwüsteten, Städte und Dörfer in Schutthaufen verwandelten, in Speyer die Gräber eurer herrlichsten Kaiser aufwühlten und in Heidelberg die Aschen der alten Pfalzgrafen in die Winde streueten, als die französischen Wilden der Jahre 1790 und 1800 hier stürmten und unter den süßen und schmeichlerischen Klängen von Freiheit, Gleichheit, und Glückseligkeit der Welt Trug und Verrath, Raub und Mord in die teutschen Lande brachten — alle diese, alle die Geister der besten Deutschen würden Gespenster werden, und euch ängstigen und verfluchen, und alles Glück plötzlich wieder von euch nehmen, was Gott euch so wunderbar gegeben hat.

So würde die teutsche Treue sprechen, so ungefähr würde sie sprechen, aber in weit kräftigeren, herzigeren, und einfältigeren Weisen und Worten; sie würde euch die teutsche Liebe und Ehre und gegenwärtiges und künftiges Glück oder Unglück so ans Herz legen, daß ihr eure Brüder, die Kinder eures Vaterlandes, nimmermehr in der Gewalt der Fremden lassen, sondern auf Tod und Leben um sie streiten müßtet, bis ihr sie euch und der Freiheit wiedergewönnet. Sie würde euch viel mehr und viel besser lehren und vermahnen, und euch Gott und die Pflicht und die Ehre eures Namens

und das Beispiel eurer Geschichte so hinstellen, daß ihr das Rechte und Nothwendige thun müßtet. Weil ich das aber mit ihrer Einfalt und Innigkeit nicht zu sagen und darzustellen vermag, so will ich in ihrem Namen noch ein Wort zu eurem Verstande sprechen, und versuchen, ob der Kopf begreifen will, was nicht jeder zum Herzen reden darf.

Die Politik hat oben satzfam bewiesen, daß, wenn die Franzosen den Rheinstrom und die jenseitigen Lande behalten, Deutschland der Gefahr, ja der Gewisheit der Unterjochung nicht entgehen kann. Napoleon kann sterben, alle seine Marschälle und Räte können begraben seyn, ein ganz anderes Geschlecht kann aus dem Pallast der Thuileries Befehle ausgehen lassen — bleibt der Rhein französisch, so liegt Deutschland Frankreich immer offen, so ist Deutschland von Frankreich abhängig, so wird der größte Theil Deutschlands den Franzosen bald wieder unterworfen seyn; das, worüber wir jetzt geklagt und gesucht haben, wird sich unter andern Gestalten bald wiederholen; was uns in diesen funfzehn Jahren *) noch ein Abscheu und Gräuel dächte, würde unsern Kindern und Enkeln durch Uebung

*) 1797 und 1798 kam mit Mainz und Ehrenbreitstein der Rhein ganz in Frankreichs Gewalt.

und Gewohnheit leidlicher werden, die Pest, die jetzt noch vertilgt werden könnte, würde unverthiglich ins Blut gedrungen seyn: wir würden wirklich unterjocht seyn, wann Herz und Meinung erst unterjocht wären. Ich habe bisher am meisten von den Gefahren gesprochen, die in der äußeren Lage, der Macht, und Uebergewalt der Franzosen gegen uns drohen. Diese Gefahren sind nicht die fürchterlichsten: sie können durch Glück, durch Tapferkeit, durch ein einzelnes großes Heldengemüth, das in Zeit der Noth erweckt wird, abgewendet werden. Ich will jetzt von den stillen Gefahren sprechen, die da leise kommen, wie Wasser, welche lange verborgen unter Bergen hinfließen und ihre Festen aushölen, bis endlich die stolzen Gipfel in die nasse Tiefe nachstürzen: von den Gefahren, die das herbeiführen, was durch Waffen nimmer geheilt noch abgewandt werden kann, die das Glück auf immer verjagen, die Tapferkeit erschaffen, und alle Keime ausrotten, woraus germanische Helden, Retter der Zukunft, gebohren werden können.

Diese leisen Gefahren sind keine anderen, als die allmälige Auslöschung und Ausrottung teutscher Art und Eigenthümlichkeit. Wir waren in den letzten Jahrhunderten von Jahr zu Jahr immer mehr erschlaft, verweichlicht, entartet; die Geschichte unserer großen

und ehrwürdigen Ahnordern war keine lebendige und begeisterte Erinnerung mehr für uns; teutsches Land, teutsches Volk, teutsche Freiheit, teutsche Ehre waren kaum noch Klänge; die sonst so heiligen Bahne von Kaiser und Reich, und von ihrer Macht, Herrlichkeit, und Majestät waren zerflogen — alles war vergangen, vergessen, ja fast todt. Wir waren nicht mehr den früheren Menschen vergleichlich, wir waren schlechter geworden, als unsere Väter; aber wir waren noch teutsche Menschen, wir hatten noch Vieles übrig, woraus wieder stattliche und feste teutsche Männer, woraus wieder ein großes und gefürchtetes teutsches Volk hervorgehen konnte, wenn ein belebender Odem des Geistes über die Welt wehete und die starre und faule Masse anblies. Bleiben aber die Franzosen Herren am Rhein, bleiben Strasburg, Mainz, Cöln, Amsterdam, Aachen französische Städte, mit französischen Besatzungen, Akademien, Theatern, so brauche ich kein Prophet zu seyn, um zu weissagen, welche Menschen die Teutschen an dem diesseitigen Ufer nach hundert, ja nach funfzig Jahren schon seyn werden, auch wenn das Undenkbare geschähe, daß die Franzosen bei ihrer Uebermacht sie in so langer Zeit nicht mit ungerechten Waffen anfielen und zu bezwingen suchten. Ich erkläre mich kurz über diese leisen Gefahren, die mitten im

Frieden, ja eben in den friedlichsten und freundlichsten Verhältnissen, am verderblichsten wirken werden.

Wenn die Franzosen am Rhein herrschen, so herrschen sie in dem Kern unsers Volkes, sie greifen uns in unserm innigsten und eigensten Leben an, sie zerstören uns in den Keimen unsers Wesens. Teutschland könnte durch eine Gunst der Umstände, die sich freilich nicht erwarten, aber doch denken läßt, in seinem Osten vielleicht noch eine Zeitlang mächtig seyn, selbst wenn die Franzosen das von uns geraubte Gebiet behielten; als ein teutsches Volk wird es gewiß nicht lange mächtig seyn, es wird überhaupt nicht lange ein teutsches Volk bleiben, wenn den Franzosen am Rhein die Herrschaft bleibt. Der Rhein und seine umliegenden Lande, und die nächst liegenden Lande von Schwaben, Franken, Hessen, Westfalen, und Braunschweig sind der Kern und das Herz des teutschen Volkes, woraus sein rechtes Lebensblut und seine lebendigsten Lebensgeister in alle Adern, ja in die äußersten Glieder seines Leibes ausgegossen worden; dort, wenn sie nicht überhaupt ein Traum ist, lebt die rechte Teutschheit; von da fließt sie wie der zarte und geheime Lebenssäther des Ganzen mit allen ihren unsichtbaren und kaum vernehmlichen Geistern bis zur Leitha und Eider, ja bis zur Memel und Theiße zu den verwandten Brüdern

aus. Auch anderswo ist Deutschland, es ist in Flensburg und Königsberg, in Breslau und Stralsund; aber es ist dort nicht so teutsch, als hier im Süden. Dies läßt sich historisch herleiten, dies läßt sich aus unsern Sitten und Weisen und aus unserer Kunst und Literatur deuten, wie weit das innigste Leben eines Volkes und seine eigenthümlichste Art gezeigt und gedeutet werden kann. Hier an beiden Ufern des Rheins in den eben bezeichneten Landen hat sich das Germanische mitten in allen Stürmen der Jahrhunderte, in allen Umkehrungen und Wechselln der Völker immer zusammengedrängt erhalten, ja es ist grade durch die Stürme und Wechsel derselben fester zusammengedrängt worden: ich mögte sagen, es ist dichter und gediegener geworden durch sie. Nach der großen Völkerfluth, die in dem fünften und sechsten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung gegen Westen und Süden brausete und gewöhnlich die Völkerwanderung genannt wird, ward der Osten und Norden Germaniens von seinen südlich ziehenden Bewohnern fast ausgeleert, und fremde slavische Stämme rückten bis an den Inn, den Fichtelberg, die Elbe, und die Saale in die leeren und unvertheidigten Lande ein, und saßen mehrere Jahrhunderte daselbst. Endlich nach langen und schweren Kriegen wurden sie von den Deutschen theils weiter gegen Osten gedrängt,

theils bezwungen oder vertilgt. In diese nun wieder leeren Lande der Wenden und Slaven, einst die Sitze der Angeln, Semnonen, Variner, Longobarden, Rugier, Heruler, Gothen, Quaden, und Markomannen, rückten vom Süden teutsche Kolonien ein, oder über sie setzten sich doch teutsche Herren, baueten Schlöffer, Feste, und Städte, und suchten das fremde Volk nach und nach zu germanisiren. In den meisten dieser Länder hat das Teutsche durch die Zeit und die Herrschaft, auch durch die Ueberlegenheit an Bildung, obgesiegt und das meiste Slavische in sich hinein verschlungen; doch sind immer noch viele Spuren des Nichtgermanischen dort übrig, die man an manchen Zeichen und Erscheinungen nachweisen kann. Diese Behauptung wird um so unverdächtiger erscheinen, da der Behaupter in einem Lande gebohren ist, das vielleicht vom fünften und sechsten Jahrhundert bis zum Ausgange des zwölften ganz slavisch war. Im Süden von Deutschland hingegen in den angegebenen Gränzen ist das Germanische rein und ungemischt geblieben, und dahin muß man wallfahrten, wenn man das ächte Teutsche sehen will, da muß man die reinen germanischen Geister suchen: jene fröhliche Gutmüthigkeit und Frömmigkeit, jene kindliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, jenen feurigen Stolz auf Wahrheit und Freiheit, jene feine

herzige und freimüthige Geradheit und Derbheit, jenes unbeschreibliche Eigenthümliche in Leben, Sprache, und Sitten, endlich selbst jenen Schlag der Leiber, jenen Bau der Schenkel und Brüste, jenen Wurf des Haars, jenen Blick der Augen, kurz jene ganze Art und Weise, jenes Anschauliche, aber nicht Beschreibliche, was ein eigenes Volk bezeichnet. In Schlessien, Proußen, Kur-land, Mecklenburg findest du viele Menschen, welche teutsch sprechen, bei welchen du aber denken könntest, daß sie einem andern Volke angehören, hier in dem alten Urlande Germaniens kommen dir die teutschsprechenden Menschen auch durchaus als Teutsche vor. Nur wer dies hier Gesagte einigermaßen mit dem Herzen anerkannt und gefühlt hat, versteht mich. Schwaben und Westfalen und die rheinischen Lande muß derjenige besuchen, der die Schlüssel zu der Geschichte des teutschen Volks und die Aufösung seiner Bildung und Entwicklung finden will; da ist auch bis diesen Tag, bis auf die lezten unseligen Jahre, die alles Alte vertilgen wollten, in Sitten, Gebräuchen, Leben, und Verfassungen das Meiste übrig gewesen, wodurch sich in die längst verfloßenen Jahrhunderte zurücksteigen und an dessen ariadnischen Faden sich durch das dunkle und verworrene Labyrinth der teutschen Geschichte bis zum Lichte hintappen ließ. Von da sind unzeigbar und un-

scheinbar die zarten und geheimen Geister des teutschen Wesens in alle Lande ausgeflossen; aus diesem verborgenen Feuermeere sind die Funken ausgesprühet, die bis zur Ostsee und bis zu den Polen und Ungarn hin das lebendig erhielten, was teutsch genannt werden durfte.

Ich will hier den lächerlichen und durch die Absichten, womit er von einigen geführt worden ist, zum Theil schändlichen Streit der Eitelkeit über die Vorzüge der Nordteutschen oder Südteutschen nicht wieder erneuen. Was Aristoteles und Platon schon gesagt haben, daß der Süden mehr Feuer und Geist, der Norden mehr Festigkeit und Leib habe, mag wahr seyn oder nicht wahr — lebendiger, feurriger, und beweglicher muß der Süden immer erscheinen, als der Norden. Ich will hier auch nicht aufrechnen, welche herrliche Genien in Kunst und Wissenschaft unser Süden dem teutschen Stamm gegeben hat — ich würde etwas Ueberflüssiges thun — ich bekenne nur im Allgemeinen, daß der Geist nicht so sehr an bestimmte Erde, als an bestimmte Völker gebunden ist. Die germanischen Geister erstarren in den kältesten Regionen nicht. Denen, welche von der Wuth des süddeutschen Patriotismus befallen sind, sage ich nur, daß Snorro Sturleson ein Isländer war; daß der große Bildhauer

Thorwaldsen ein Isländer ist; daß Tycho Brahe, Ein-
 né, Sergel, Bellmann, Gustav Adolf, Forstenon,
 Karl der Zwölfte in Schweden, daß Baco, Shakespea-
 re, Newton in England geböhren waren; daß Preu-
 ßen sich seines Kopernikus, Kants, und Herders
 rühmt; daß Leibnitz ein Leipziger, Herschel ein Han-
 noveraner, Friedrich der Zweite und Biethen Märker,
 daß Schwerin, Winterfeld, Scheele Pommern waren.
 Aber das ist wahr, daß eine gewisse Lebendigkeit, ein
 gewisses erfrischendes Leben, ein gewisser geistiger
 Athem, den ich reingermanische Lust nennen mögte,
 dem teutschen Norden aus seinem Südwesten kommen
 muß und immer gekommen ist. Wie der Norden dies
 leise und unsichtbar empfangen hat, so ist von dem
 Norden sicher ein anderer geistiger Lebenshauch wieder
 zu dem Süden hinauf geflossen, und so hat das Ganze,
 was man sonst teutsches Reich und teutsches Volk
 nannte, sich wechselseitig angezogen, gereizt, durch-
 strömt, und durchdrungen, ohne daß man diese große
 Wechselwirkung grade in dem Einzelnen immer zeigen
 könnte: denn alles, was unmittelbares Leben und
 Wirken ist, kann den Augen freilich nicht gezeigt wer-
 den. Ich sehe den Nordteutschen nicht herab in Ver-
 gleichung mit dem Südteutschen, jeder hat seine Ei-

genthümlichkeit, jeder hat seine Tugenden und Mängel, und nur durch den freien Austausch des Deutschen von dem Niemen bis zur Schelde und von der Eider bis zum adriatischen Meere konnte das Ganze so bestehen, daß den übrigen Völkern erschiene, was sie als eigenthümliche teutsche Art und Schöpfung achten mußten. Was der Preuze und Pommer Herziges, Treues, Tapferes, und Gastliches hat, was des Schlesiens Beweglichkeit und Fleiß, des Märkers Ernst und Treue, des Holsteiners Beharrlichkeit und Redlichkeit ist, schaffet, und bildet — das ging in unsichtbaren Strömungen des Geistes auch bis zum Neckar und zur Mosel, das half dort auch das teutsche Vaterland erbauen und erhalten: also daß bei diesem Gedanken jeder Teutsche glauben muß, daß, was jeder Einzelne Treffliches und Tüchtiges hatte, zu allen Deutschen überging und allen gehörte.

Doch komme ich wieder auf meine vorige Behauptung zurück, welche durch die ganze lange Geschichte des Vaterlandes bestätigt wird, daß die rheinischen Lande und Schwaben und Westfalen der Kern und das Mark des teutschen Volkes sind, daß von daher alles beste und ächteste Teutsche ausgegangen ist, und daß dahin ewig zurückfließen und von da wieder ausströmen

muß, was in Sitte, Verfassung, Wissenschaft, und Kunst den rechten teutschen Stämpel tragen soll. Auch am Niemen, an der Oder, und der Drau ist Teutschland, aber hier ist das ursprüngliche Teutschland, weiland der Mittelpunkt und die Stärke des Reichs, immer noch der Mittelpunkt teutschen Lebens und teutscher Sitte; hier ist von teutscher Art, Sprache, und Geschichte ein unerschöpflicher Schatz niedergelegt, wovon die fernsten teutschen Brüder zu holen kommen und welcher doch nie ausgeleert werden kann. Wenn nun das Unglück bleibt, daß die Franzosen den Rheinstrom behalten, so wird das Teutsche in seinen Keimen vergiftet und erstickt: Teutschland kann seinen Namen noch Jahrhunderte behalten, aber Teutschland ist dann bald nicht mehr. Im Besiz des Rheins und der jenseitigen Rheinlande haben die Franzosen das Uebergewicht der Macht und der Waffen, welches auch die diesseitigen Lande mit unwiderstehlicher Ziehkraft unter sich zwingt. Ein politisches Uebergewicht und eine politische Ziehkraft sind nie einzeln, sie wirken auf Leben, Sitte, Verfassung, Kunst, sie wirken nothwendig auf alles. Wir wissen, mit welcher planmäßigen Grausamkeit und Gewalt Napoleon und die Franzosen die letzten zehn Jahre gearbeitet haben, teutsche Sitte

und Sprache, ja jede Liebe und Erinnerung des Alten jenseits des Rheins auszurotten. Wenn ihnen der Rhein bleibt, so wird ihnen in wenigen Jahrzehenden davon das Meiste gelingen, und französische Sitte und Sprache werden nicht nur zunächst am Rhein, sondern zwanzig und dreißig, ja fünfzig Meilen vom diesseitigen Ufer immer allgemeiner und herrschender werden; das Deutsche wird sich erst verleben, dann auflösen, zuletzt verfliegen; alles Volk bis an den Lech, den Fichtelberg, und die Elbe, ohne Haltung und lebendige Erfrischung und Begeisterung aus ihm selbst heraus, wird endlich ein Volk jämmerlicher und äffischer Halbfranzosen werden. Dann wird das Deutsche wirklich gestorben seyn, unrettbar und unwiederbringlich für alle Zeiten vergangen, und auch der äußerste Osten und Norden Germaniens, an Wurzeln und Stamm verlegt und angefressen, wird das Verderben fühlen, und endlich in karakterloser und seelenloser Nichtigkeit vergehen und in dem Fremden verfliegen.

Dies war mein Deutschland, dies wollte ich zeigen, wenigstens andeuten, damit geholfen und erhalten würde, weil noch geholfen und erhalten werden kann. Dies habe ich geliebt und für dieses habe ich gelebt

dies war mir das Größte und Heiligste, dies war mein teutsches Volk, und meine teutsche Freiheit und Ehre; hiesfür sprach ich, nicht für Waffeneruhm und Herrscherglanz und allen den klingenden Pomp und schimmernden Prunk von Namen, die ohne Freude und Leben ein Nichts sind. Rom war groß, es war das unsterbliche und göttliche Rom, als es seine Furier, Decier, und Fabricier hatte, als innerhalb den Alpen und dem Mittelmeer seine Gränzen und seine Tugenden noch beschlossen waren; Rom war klein, es war das nichtige, das schändliche Rom, als es die Welt erobert hatte, als an der Themse und am Nil, am Euphrat und am Tajo die Adler seiner Imperatoren glänzten. — Dieses Deutschland wollen wir erhalten, für dieses Deutschland streiten wir, und bitten Gott und die Menschen, daß sie es nicht untergehen lassen — für dieses durch Sitten, Gesetze, und Tugenden ehrwürdige, durch Künste, Wissenschaften, und Erfindungen berühmte, durch stillen Fleiß und frommen Sinn die Welt befehlende und erhaltende Deutschland; nicht für leere Namen, hohle Klänge, und eiteln Ruhm sprechen, bitten, und streiten wir. Hier ist Deutschland, hier ist es, dies ist es, und dies

muß es dem redlichen Deutschen bleiben. Taust
 das Land und Volk um, nennt es meinetwegen
 Sachsen, oder Preußen, oder Baiern, oder Hol-
 land, nennt es Huronien und Ischuwaschien, ja
 nennt es wie ihr wollt — Namen und Schein ist
 uns gleich, wenn That und Wirklichkeit nur bleibt.
 Aber laffet ihr dieses unser eigentliches Deutschland
 vergehen — es vergeht aber, wenn ihr den Wäl-
 schen erlaubet, was ich ihnen nicht erlauben will —
 so mag alles Land bis an den Dnepr und Hel-
 lespont, ja bis an den Ural und die Herkulische
 Meerenge Deutschland heißen, meinetwegen auch
 teutsch sprechen, wir können uns des Eitles, der
 schimmernden Vergänglichkeit des Todten nicht
 freuen, wir legen in die Weite und Dicke keinen
 Ruhm. Was wir Jahrhunderte, ja Jahrtausende
 besessen haben, Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Red-
 lichkeit, Tapferkeit, Freiheit, was wir geschaffen
 haben, Gesetz, Sitte, Wissenschaft, und Kunst, das
 ist unser Vaterland, das ist unser Deutschland, das
 nennen wir unser Vaterland, unser deutsches Vater-
 land, und das wollen wir erhalten; dafür ziehen
 unsere Jünglinge jetzt so freudig in das Feld, und strei-
 ten, wie ihre Väter, die Cherusker und Marsen und
 Ratten, weiland stritten, und sterben wie sie.

Tief aber verachten wir jene dummen und schlechten Schwärmer, welche ohne Kenntniß der Geschichte, und ohne Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen, der sich in der Geschichte offenbart, uns Teutschen beweisen mögten, wir müssen durchaus Schutt und Aschen werden, worin andere Völker, damit ihnen ein schöneres Leben erblühe, ihren Samen streuen. Was Gott in dem gewaltigen und geheimen Laufe der Zeiten will, ist uns oft verborgen; was wir wollen sollen, ist uns nicht verborgen, ist uns keine Minute ein Geheimniß: wir sollen unsere Liebe und unser Leben, das, wodurch wir Menschen sind, das wodurch wir den ehrwürdigen Namen eines Volks verdienen, bis in den Tod vertheidigen, und jene leeren und eitlen Thoren nicht hören, die uns zu Schutt predigen mögten; weil ihre Seelen nichts als morscher und fauler Schutt sind. Jener Kosmopolitismus, den man uns anpreist, ist nicht von Gott, sondern von Tyrannen und Despoten, welche alle Völker und Länder zu einem großen Schutthaufen, ja Misthaufen der Knechtschaft machen mögten, und welchen es daher gefällt, wenn man die Menge darauf hinweist, daß es für das Ganze wohlthätig seyn mögte, wenn dieses oder jenes Volk sich gutmüthig in Schutt verwandeln lassen wollte. Das ist das Zeichen eines elenden und lieblosen Menschen, wenn einer immer von

dem Entfernten und Allgemeinen klingelt und für das Nahe und Einzelne nichts thut, wer sein Weib, seine Kinder, und Nachbarn nicht mehr liebt als Fremde, den hält man mit Recht für einen schlechten Menschen; wer sein Nahes nicht liebt, vertheidigt, und festhält, der hat nichts Nächstes, der hat keinen Nächsten, sein Mund ist voll schöner Klänge und seine Lippen tönen Prunk, aber er ist ein entpuppter Bockhüßling oder ein abgelebter Dummkopf. Unser Haus, unsre Kinder, unsre Nachbarn, unser Land, unser Volk — die sollen wir über alles lieben und vertheidigen, so lieben und vertheidigen wir auch die Länder und Völker am besten. Verflucht aber sei die Humanität und der Kosmopolitismus, womit ihr prahlet! jener allweltliche Judensinn, den ihr uns preist als den höchsten Gipfel menschlicher Bildung! O verzeihet meinem Ungestüm, ihr Kinder Abrahams! ihr, obgleich über die Welt zerstreuet, seid durch hartnäckige Liebe und Vertheidigung des Eurigen ein ehrwürdiges Volk. Mögten wir Deutsche euch darin gleichen! so werden unsre Kosmopoliten uns nicht zerstreuen.

Wenn nun der Rhein und unsere abgerissenen Lande durch Gottes Hilfe wiedergewonnen und zum Deutschen Reiche gefügt werden, so ist es wünschenswerth, daß

am Rhein die mächtigsten teutschen Fürsten gebieten, Oestreich und Preußen, zumal da das Elsaß, die Niederlande, und so viel Aueres habsburgisches und burgundisches Erbe ist. Auch das dürfen wir hoffen, daß der Freistaat der Vereinigten Niederlande, dieses tapfere, gerechte, und redliche Volk, welchem Europa und Teutschland so viel verdankt, mit dem Germanischen Staatskörper und mit Großbritannien in eine nähere festere Verbindung gesetzt werden wird, damit die Fremden künftig an der Leichtigkeit des Raubes verzweifeln. Was allen wohlthätig und heilsam ist, was alle einstimmiger und sicherer macht, was die noch reingermanischen Stämme und Völkerschaften in festerer Liebe und Treue verbindet, das hat die Zeit, welche wir bisher mit Zittern unser Zeitalter haben nennen müssen, uns als Glück und als Weisheit der Zukunft gelehrt. Stellen wir aber schwache Fürsten und Gebiete an Frankreichs Gränzen hin, so werden Ränke und Furcht und Gewalt das eben bejammerte und verfluchte Elend nur zu bald wieder erneuen. Auch die Schweizer, fast alle teutsche Menschen, mögen seit zwanzig Jahren wohl gelernt haben, daß es wohl rätlicher sei, sich an germanische Gerechtigkeit zu lehnen. Sie haben erfahren, wie es ihnen vergolten

ist, daß sie seit drei Jahrhunderten sich und ihre Nachbarn immer Frankreich hingaben.

Noch lege ich hier einen Vorschlag hin, den man immer einen politischen Traum nennen mag, dessen Wirklichkeit aber Besseres schaffen würde, als Träume zu schaffen pflegen.

Wir hatten einst einen Orden teutscher Herren, der durch große Thaten und Schöpfungen in zwei Jahrhunderten eine Weltwirksamkeit bekam, die bis jetzt noch keinen würdigen Geschichtschreiber gefunden hat. Von diesem Orden war bis auf die letzte alles zerstörende Zeit immer noch ein ehrwürdiger Rest im teutschen Vaterlande übrig. Freilich jenes Zeitalter des Christenthums und der Ritterlichkeit, worin die Herren vom Tempel, von St. Johannes von Jerusalem, und die Teutschherren der Jungfrau Maria entstanden, kömmt nimmer so wieder, als sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert war, weil die Zeit und die Ströme nicht zurückfließen. Aber Ideen bleiben ewig, wenn die Art und die Zeit sich auch verwandelt. Wir könnten wieder einen teutschen Orden stiften mit jenen Ideen teutscher Frömmigkeit, Herrlichkeit, und Ritterlichkeit, woraus jener frühere Orden im gelobten Lande erwuchs, aber seiner Art nach der Zeit und ihren Bedürfnissen angemessener. Wie wäre es, wenn von den hohen

Herrschern dazu ein Theil der Lande um den Rhein, die Mosel, und die Saar angeschlagen würde? Der Zweck dieses Ordens wäre Belebung und Erhaltung der unsterblichen Ideen deutscher Herrlichkeit, Ehre, und Wehrlichkeit. Damit diese großen Gedanken nie erstarren und verfaulen könnten, würde damit eine erhabene und weite Erziehungsanstalt verbunden, wohin die fürstlichen und ritterlichen Geschlechter ihre Söhne schicken könnten, damit sie lernten, was gerecht, tapfer, frei, edel, und deutsch ist, und damit sie das in solcher Schule Empfangene in ihrem künftigen Wirkungskreise über alle Lande deutschen Volkes ausbreiteten.

Dieser deutsche Orden bestünde aus Söhnen fürstlicher und adelicher deutscher Geschlechter.

Sein Zweck wäre die Erhaltung und Pflanzung der Tugenden, wodurch deutsche Ritter und Männer einst so gepriesen waren, der Frömmigkeit, der Tapferkeit, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Redlichkeit.

Weil wir Christen sind und durch die Lehre des heiligen Kreuzes begnadigte und beseligte Menschen, so wäre der Orden eingeschlossen in schönen christlichen Weihen und Gelübden, wie sie für unser Volk und für unsere Zeit passen.

Der Orden und sein Land ständen unmittelbar unter dem jedesmaligen Kaiser und Herrn des teutschen Volkes.

Der mittelbare Gebieter des Ordens wäre sein Großmeister.

Diesen erwählten sämmtliche Ritter durch freie Wahl aus ihrer eigenen Mitte.

Es wäre wechselseitig ein Katholischer und ein protestantischer Großmeister.

Jeder Ritter des Ordens, der zum Genuß einer Pfründe oder eines Lehens gelangt wäre, müßte an dem Ort desselben wohnen.

Die übrigen Ritter könnten im ganzen Reiche zerstreut wohnen oder in andern Staaten des Vaterlandes jederlei Aemter und Würden bekleiden.

Da die Zahl der Pfründen und Lehens bestimmt wäre, so machte man über das ganze teutsche Reich nach dem Maße der Volksmenge einen Anschlag, wie viele Ritter jeder teutsche Staat bei einer Ledigkeit vorschlagen könnte, so daß die Ritter in allen teutschen Landen wechselnd an die Reihe des Genusses jener Stellen kämen, damit, was Eintracht und Liebe stiften soll, nicht Zwietracht und Neid stifte. Denn eben das wollen wir durch unsern neuen teutschen Orden erlangen, daß die Söhne unserer Fürsten und Herren ein gemeinsames

teutsches Vaterland und eine gemeinsame teutsche Ehre erkennen, ehren, und lieben lernen.

Weil aber kein Orden ohne eine große Erziehung bestanden ist, und weil diese große Erziehung, und zwar eine recht ritterliche Erziehung der Besseren für das Vaterland jetzt nothwendiger ist, denn je vorher, da die zu zart und ätherisch gewordene Religion nicht mehr mit so irdischen Banden fassen und halten kann, wie sie unsere Vorfahren fakte und hielt, so gründe ich die Festigkeit und Herrlichkeit dieses Ordens ganz eigentlich auf eine strenge und männliche Erziehung.

In einer der schönsten Städte des Ordensgebietes wird eine große ritterliche Erziehungsanstalt gestiftet, worin fürstliche und adeliche Kinder von dem vierzehnten bis achtzehnten Jahre ihres Alters zu teutschen Männern gebildet werden.

Gymnastarchen oder Wächter dieser hohen und ehrwürdigen Anstalt sind zehn oder zwölf der würdigsten und durch ein edles und thatenreiches Leben geprüftesten Ritter.

Die Lehrer werden aus den gelehrtesten, biedersten, und teutschesten Menschen des Vaterlandes gewählt.

Gelehrt wird in der Anstalt:

- 1) Die Geschichte mit den lebendigen Thaten und Weispielen in ihrer Großheit und Würde, so daß den juns

gen Gemüthern unauslöschlich eingebrannt wird, was unter den Namen Freiheit, Ehre, Vaterland, Gerechtigkeit, Keuschheit, Tapferkeit, und Hingebung als das Ewige und Unvergängliche gestampelt ist.

- 2) Die Geschichte des teutschen Vaterlandes, das ächte und rechte Teutsche in Gestinnung und That, was allen Teutschen gemein seyn soll; auch was das teutsche Volk gewesen ist, und was es seyn soll: die Weiser, Seher, Erfinder, und Helden des Vaterlandes werden als Beispiel und Reiz der Tugend gewiesen, was sie waren, und wodurch sie so groß waren; vor allen wird Liebe und Treue einem jeden als das Unverleßliche gezeigt, und durch die Vergangenheit wird immer auf die Gegenwart und Zukunft hingedeutet, damit Ehre von Schande und Glück von Unglück frühe unterschieden werde.
- 3) Die teutsche Sprache, weil der Mensch in seiner Sprache seine tiefste Liebe und gedingenste Kraft besitzt. Die teutsche Sprache verdiente wohl endlich das ernste Studium einiger Jahre von denen, die oft fünf, ja zehn Jahre sich sonst gequält haben, das Französische leidlich buchstabiren und herplappern zu lernen.
- 4) Die einem Manne und Krieger nothwendigen methodischen Wissenschaften.

- 5) Freie Leibes- und Waffenübungen aller Art.
- 6) Schöne Künste für diejenigen, welche Talent und Neigung dafür haben.
- 7) Zucht der Leiber und Religion der Herzen durch strengen Gehorsam, christlichen Gottesdienst, und Freundlichkeit und Liebe der Vorsteher.

Ich könnte hier noch vieles Andere nennen, was teutsch und löblich und einer solchen Einrichtung angemessen wäre. Aber ich will hier nichts ausführen, ich wollte bloß hinweisen auf ein schönes Ziel teutscher Bildung und Gesinnung.

Die Lehrer dieser Anstalt werden von den Gütern des Ordens reichlich besoldet; die Jünglinge werden auf Kosten der Ihrigen hier erzogen.

Dem Orden werden ein paar Reichsfestungen übergeben, gleichsam ihr Maltha, oder Teutschlands Maltha gegen Frankreich, damit Teutschlands Gefahr und Ehre allen immer vor Augen sei und damit alle täglich der Tugend erinnert werden, wodurch das Vaterland als ein freies und ganzes nur bestehen kann.

In diesen Festungen führen Ritter den Befehl.

Die aus dem ritterlichen Gymnasium entlassenen Jünglinge thun hier den Dienst als Knappen zwei oder drei Jahre. Dies sind gleichsam ihre zweiten höheren

Lehrjahre der männlichen Tugenden, und in diesen Lehrjahren werden alle kriegerischen und leiblichen Uebungen und die Zucht des Gehorsams auf das strengste und gewissenhafteste fortgesetzt. Dann mögen sie nach zwei, drei Jahren als Angehörige des Ordens jeder in sein Land entlassen werden, damit sie nach Thaten streben, wodurch die volle Ritterschaft gewonnen werden kann.

Ich habe meine Worte über unsern Rhein gesprochen. Mögen diese leichten und fliegenden Worte nicht ganz mit dem Winde verfliegen! Der Gegenstand betrifft gewiß unser nächstes Wohl oder Weh, und ich wünschte, ich hätte ihn so behandelt, daß seine Wichtigkeit jedem in die Augen spränge und zu dem Herzen dränge. Ich könnte sagen ich habe meine Seele gerettet; aber Ruhe giebt das nicht, daß man geredet hat. Behalten die Franzosen den Rhein, so habe ich mein teutsches Vaterland verloren; dann muß ich thun, wie die Störche von Aquileja, als Attila die Stadt beleget hatte und auf ihre Mauern stürmte, ich muß meine Flügel schwingen, und in ein anderes germanisches Land fliegen, weil mein Teutsches Land und meine Liebe dann dahin ist: denn Halbfranzosen sollen meine Kinder nicht werden.

Die Rollen der Geschichte liegen vor uns aufgeschlagen: was in Jahrtausenden geschah, was in Jahrtausenden wieder so geschehen könnte, haben zwanzig Jahre hell vor uns ausgebreitet; was Vykurgus und Moses und Solon und Numa wollten und stifteten, was die Sibyllen und Augurien weißagten, was Thucydides, Callustius, Tacitus, Macchiavelli mit den Flammenzügen ihrer großen Seelen in die ehernen Tafeln der Zeiten gruben, das ist unser geworden, und wenn nichts Weises und Gerechtes geschieht, wenn wir rettungslos zur Vernichtung fortgetrieben werden, dürfen wir nicht klagen, daß wir unwissend und ungewarnt überrascht worden sind. Was uns als die blutigen Fabeln der Bustris, Phalaris, und Lhyste geklungen hat, die Frevel und Gräuel, die uns von den Liberen, Neronen, und Ezzelinen gemeldet wurden, ja was jünger von menschenfressenden Karaiben und Kannibalen erzählt ward, von den wilden Häuptern und Kaziken des Amazonenflusses und des Nutkasundes, um deren Throne Schnüre von Menschenköpfen als Verzierung hingen, und unter deren Kopfkissen, damit sie auch nicht zu milde träumten, Menschenköpfe zur Erhöhung aufgeschichtet wurden — dies, woran unsre Herzen immer noch zwei

felten und wofür uns alles Maaß des Begriffes und
 der Erklärung fehlte, dies Unglaubliche und Unge-
 heure haben unsre Herzen glauben gelernt, unsre Aus-
 gen haben es anschauen und ertragen gelernt. Hun-
 derttausende von Männern sind vor uns gewürgt,
 wie man Fliegen tödtet, Menschenblut ist vor uns
 ausgegossen wie Wasser, Menschenleichen und Mens-
 schengebeine sind zu Gebirgen vor uns aufgethürmt,
 Menschenglück ist mit der grausamsten Tücke und Ge-
 walt auf das unverschämteste vernichtet — die Gräu-
 el der Vorzeit, die wir schon für Märchen hielten, und
 die Roheit der Wilden, die uns unmöglich dächten,
 haben Europäer des neunzehnten Jahrhunderts bestä-
 tigt, die sich Weltverjünger und Weltbeglückter nen-
 nen ließen. Dahin wollte es fast kommen, daß es
 endlich nur zwei Menschenarten gab, Menschenfresser
 und Gefressene. Unsre Zeit und unsere Ehre bleiben ewig
 gebrandmarkt in der Geschichte, wenn wir aus dem Un-
 glück nicht Weisheit und aus der Grausamkeit nicht Ge-
 rechtigkeit nehmen, wenn wir die schönen Tugenden der
 Treue, der Milde, der Frömmigkeit, und der Tapferkeit
 nicht zu so hohem Glanz erheben, daß ihr Götterschein die
 Trümmer und Schanden der letzten funfzehn Jahre
 verhüllet. Das ist unser Beruf, das ist die erste Auf-

gabe des Tages, daß wir Gerechtigkeit und Menschlichkeit üben lernen, und Tapferkeit der Seelen und Ernst der Sitten, wodurch unsere Väter gelobt wurden, als uraltes teutsches Erbe voranstellen. Dann werden wir nicht untergehen, und Gott wird über unsern Fahnen schweben und sie mit Sieg umleuchten, und Gott, den wir zu lange vergessen hatten, wird in unsern Hütten und Pallästen wohnen, und, was recht, löblich, weise, und edel ist, in die Herzen derer geben, welche die Loose der Völker und das Verhängniß der Zukunft in den Händen halten.

